L.o.germ. 1748 v/1 Lewa

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

23872.1

a

a adely

<36620174000013

<36620174000013

Bayer. Staatsbibliothek

Das Mädchen von Hela.

Das

Mädchen von Hela.

Ein Roman

von

Fanny Lewald.

Erster Theil.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Den lieben Freunden

Antonie und Julius von Hennig

auf

Plonchott.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Meine lieben Freunde! Als wir einmal im Sommer von achtzehn hundert sieben und funfzig in Ihrem Garten von der Lage der dienenden Mädchen aus dem Landvolk Ihrer Gegend sprachen, entstand in mir der erste Gedanke zu der Dichtung, welche jetzt vor Ihnen liegt. Die kleine Reise, die wir dann gemeinsam von Ihrem Gute zum Gesangfeste nach Danzig machten, die schönen Fahrten an dem heimischen Ostseestrande nach den Schlössern Ruzau und Starsin, die Insel Hela, und Danzig selbst mit seinem Dominik-Markte, gaben dem Gedanken seine Gestalt und Scenerie; und weil sich der Ursprung dieser Dichtung also ganz und gar an jene Reise und an Sie knüpft, so soll das

Buch auch Ihnen zu einem Andenken an mich und an jene Tage werden, und Ihre Namen auf seinen ersten Seiten tragen.

Ich sende es Ihnen mit herzlichen Grüßen zum Weihnachtsfeste. In alter Freundschaft

Fanny Lewald.

Berlin, den 9ten Dezember 1859.

Erſtes Kapitel.

Zu den eigenartigſten Landſtrichen, die von den Fluten der Oſtſee beſpült werden, gehört die Halbinſel Hela, welche ſich nordweſtlich von Danzig in das Meer hineinſtreckt und den Meerbuſen bildet, der unter dem Namen des Putziger Wiecks bekannt iſt. Sechs Meilen lang und in ihrer breiteſten Ausdehnung faſt drei Viertelmeilen breit, an anderen Stellen ſo ſchmal, daß das Meer bisweilen über ihr zuſammenſchlägt, iſt ſie eine reine Düne, deren Sandfläche um ſo leuchtender erſcheint, wenn man von den buchengekrönten grünen Höhen des Oſtſeeufers auf ſie herniederſieht. Wie ein leiſe gekrümmter goldner Bogen erhebt ſie ſich aus den farbig flutenden Wellen und trägt auf ihrer äußerſten Spitze das kleine Fiſcherſtädtchen Hela, deſſen weißer Leuchtthurm weithin über das Meer erkennbar iſt.

Ursprünglich eine Insel, und nur durch Versandung des Meeres dem Lande allmählich angenähert, hat Hela den Charakter einer Insel zum Theil schon darum bewahrt, weil der tiefe Dünensand den Verkehr der Helenser mit den Bewohnern des Landes auf einem anderen als dem Wasserwege sehr beschwerlich macht, und auch die Bewohner der Düne haben ihr eigenartiges Gepräge nicht verloren. Sie bestehen aus Wenden, die wohl zuerst auf derselben ansässig waren und sich selbst jetzt als Polen betrachten, und aus Deutschen, die zur Zeit des Städtekrieges als Colonisten auf Hela erschienen; und wie in der ganzen Umgegend, an den Ufern der Ostsee sowohl als tiefer im Lande, sind die Wenden katholisch, die Deutschen protestantisch. Man kann daher vom Landvolke auf die Frage, welcher Religion es angehöre, je nachdem die Antwort vernehmen, daß es „polnisch" oder „deutsch" sei.

Gegenwärtig ist die Insel, wie die Helenser ihre Düne noch heute nennen, von etwa zwölfhundert Menschen bewohnt, die in vier kleinen Dörfern und in dem Städtchen Hela vertheilt leben. Die Dörfer Ceynowo und Pützig Heisterneſt sind katholisch, das dicht daneben gelegene Dorf Danziger Heisterneſt und das

Städtchen Hela sind von Deutschen bewohnt und protestantisch, und ihre Bewohner sehen mit stolzer Geringschätzung auf den wendischen Theil der Bevölkerung herab. Das Städtchen Hela liegt sechs, die beiden Dörfer Heisternest liegen mehr als drei Meilen von Putzig, der nächsten Stadt an der Küste, entfernt. Zu Wasser kann man in guter Jahreszeit Hela sehr leicht erreichen, aber es ist nicht Mode dorthin zu gehen, und bestimmte Zwecke haben wohl nur wenig Fremde auf der Halbinsel zu verfolgen. Badeorte, wie man sie auf den beiden anderen preußischen Dünen, auf der frischen und auf der kuhischen Nehrung, errichtet hat, gab und giebt es auf Hela noch heute nicht, und so geschieht es, daß selbst von den Bewohnern Danzigs, wie von den Bewohnern des Ufers selten Jemand nach der Halbinsel kommt. Man spricht von ihr wie von einer fernen Gegend, und sie ist dadurch von jeher und noch bis auf unsere Tage einer verhältnißmäßig großen Abgeschiedenheit anheim gefallen.

Handel und Gewerbe, die sonst Verkehr und Leben unter die Menschen bringen, sind sehr gering auf Hela und beschränken sich auf das Ursprüngliche. Die älteren Männer beschäftigt der Fischfang, die junge Mannschaft

geht gelegentlich für eine Reihe von Jahren als Matrosen zur See. Die Frauen besorgen den beschwerlichen Anbau der kleinen Strecken von Kartoffel- und Gemüseland, die durch mühsame Kultur in der Nähe der Wohnungen entstanden sind, verarbeiten die Wolle der eingeborenen Schafheerden, und das Leben geht dort mehr als anderswo seinen einförmigen althergebrachten Schritt.

In den Dörfern und in dem Städtchen bleibt sich das ziemlich gleich, obschon die beiden sauberen Häuserreihen, welche die Stadt Hela ausmachen, im Vergleich zu den schlechten Hütten der Dörfer prächtig erscheinen können. Die Helenser sind auch stolz auf ihre Stadt. Sie wissen sich etwas mit ihrer Kirche, die schon im zwölften Jahrhundert gegründet sein soll, wie ein Stein in ihrer Spitze es aussagt; sie wissen sich etwas mit ihrem schönen Leuchtthurme, in der Volkssprache die Bise genannt, der so stattlich auf der Südspitze der Insel dasteht; sie wissen sich etwas mit dem alten hölzernen Glockenthurme, von dem die Bürgerschaft zusammengeläutet wird, wenn der Danziger Commissarius alljährlich die Steuern erheben kommt, und so klein die Stadt auch ist, hat sie zwei Bürgermeister, die Fischer

sind, hat sie Rathmänner, die auch Fischer sind, und eine Bürgerschaft von Fischern und Schiffern, die etwas auf sich hält und niemanden für ihres Gleichen ansieht, der nicht zu ihr gehört.

Nur selten ereignet es sich, daß Leute von der Küste nach Hela übersiedeln, wenn sie nicht als Beamte dorthin versetzt werden. Die Bewohner der Halbinsel sind im Ganzen aber auch wenig geneigt, ihre Heimath dauernd zu verlassen; besonders hangen die Frauen an derselben, und es kommt eigentlich nur in den wendischen Dörfern vor, daß Mädchen sich entschließen, an den Gütern an der Küste oder in den Städten des Landes in fremde Dienste zu treten.

Die Frauen in der Stadt sind mit geringen Ausnahmen Eingeborene, und da die Familien sich seit Menschengedenken unter einander verheirathet haben, so ist eigentlich ganz Hela mit einander verwandt, und eine dem Fremden auffällige Aehnlichkeit ist über die Physiognomien der Bewohner gebreitet. Wie aber die Züge eine gewisse Gleichförmigkeit zeigen, so haben, durch das Allen gemeinsame Gewerbe der Fischerei bedingt, auch Lebensweise, Kleidung und Sitte eine gewisse Allgemeinheit behalten; ja, man könnte von einer

allgemeinen Gleichheit sprechen, wenn nicht auch hier die Art des Fischereibetriebes ihre Verschiedenheiten, und damit die Standes-Unterschiede unter den Bewohnern mit sich brächte.

Die Vornehmheit eines Helenser Stadtbürgers richtet sich nach dem Range, d. h. nach der Größe des Netzes, mit dem er fischt, und da der Heringsfang, der im Hochsommer auf Hela Statt findet, so große Netze erfordert, daß das geringe Vermögen eines Einzelnen sie nicht allein zu beschaffen vermag, so thun sich mehrere Bürger zu einem solchen Netze zusammen, bilden dadurch gewissermaßen eine Gilde, und die Theilnehmer an dem größten Netze sind damit, wie die reichsten, so auch die angesehensten Leute der Stadt. Wer an einem kleineren Netze betheiligt ist, wer gar nicht an dem Heringsfange thätigen Antheil hat und nur den gewöhnlichen Fischfang betreibt, ist schon nicht mehr ihres Gleichen, und nur das Helenser Bürgerthum und die allgemeine Verwandtschaft füllen die Kluft dieses Standesunterschiedes aus.

Die Dörfer auf der Insel sind arm, und reich oder auch nur wohlhabend nach den Begriffen des Festlandes, ist auch Niemand in der Stadt. Ein oder ein

Paar der kleinen einstöckigen Häuser, ein Kahn, groß genug, sich ein paar Meilen in die offene See und bis nach Danzig hin zu wagen, ein Antheil an einem der großen Netze und ein Kapital von einigen Hundert Thalern gelten für den reichsten Besitz, und die alte, auch auf Helgoland noch herrschende Sitte einer nach kommunistischen Grundsätzen berechneten Vertheilung der großen Fischfangs-Erträge, bei denen neben den Reichen und an der Arbeit Betheiligten, auch die aus Mittellosigkeit, Alter und Krankheit nicht Mitbetheiligten, ihre von dem Herkommen festbestimmten Parte zugewiesen bekommen, trägt dazu bei, ein gewisses Mittelmaß des Besitzes herzustellen.

Da alle Männer, mit Ausnahme der wenigen Beamten und Handwerker, das gleiche Gewerbe betreiben, da in allen Haushaltungen ziemlich die gleichen Verrichtungen zu leisten sind, so sind die Bürger und Bürgerfrauen, und ihre Söhne und Töchter, die eigentlichen Arbeiter, und es kommt nicht oft vor, daß man bezahlte Arbeiter, daß man Dienstboten in den Häusern von Hela findet. Wo es aber geschieht, sind sie meist aus den wendischen Dörfern, und der ärmste Bürgerssohn, das kleinste Mädchen halten sich ihnen so weit

überlegen, daß sie es wo möglich verschmähen, ihnen bei ihren Geschäften hülfreiche Hand zu leisten.

Die Männer tragen die weitfaltige Schifferhose und die große Jacke aus blauem Tuche, die man seit langen, langen Jahren als feststehende Kleidung der Bewohner von Hela verfolgen kann, die Frauen den engen Rock und die anliegende Jacke von blauer, weiß bedruckter Leinwand, zu der sich das von den Wenden herstammende große Kopftuch gesellt, das man in den ersten zwanzig Jahren unseres Jahrhunderts noch in allen Städten an der Ostsee als den Kopfschmuck der Frauen in den arbeitenden Ständen finden konnte, und noch bis heute hat die wechselnde Mode den Einwohnern der Stadt Hela nicht sonderlich viel zu schaffen gemacht. Der Sand der Düne, der sie an ihre Plätze festbannt, hat sie vor dieser Beunruhigung bewahrt.

Freilich fahren im Sommer die Männer mit ihren Kähnen zum Markte nach Danzig, den Ertrag des Fischfanges zu verwerthen; die Weiber aus den Dörfern gehen auch zu gleichem Zwecke nach dem Städtchen Putzig, und hier und da macht eine Bürgersfrau einmal eine Fahrt nach Danzig mit. Aber mit dem Ende des Sommers hört das alles auf. Bricht der

Herbst an, dessen Stürme die Schifffahrt in den kleinen Fahrzeugen hemmen, dessen Unwetter die Straßen im Lande grundlos macht, so hört aller Verkehr auf der Insel auf. Und selbst Frost und Schlittbahn, welche sonst in unwegsamen Gegenden den Menschen zu Hülfe kommen, sind für die Helenser verloren, denn man hält keine Wagen und keine Pferde auf der Insel, und es vergehen auf solche Weise oft Monate, ohne daß der Fuß eines Fremden die Insel betritt, ohne daß ein Helenser sie verläßt; und keine Neuigkeitskunde dringt in solchen Zeiten zu ihren Bewohnern hin, wenn sie sich nicht auf die Ereignisse bezieht, die sich auf der Düne selbst zugetragen haben.

Wo aber dem Leben keine neuen Quellen, keine neuen Anregungen zugeführt werden, wo der Mensch, dem der Blick in die Zukunft ohnehin beschränkt ist, sich mit seinen Gedanken und seiner Phantasie auf die Vergangenheit und auf seine nächste Umgebung hingewiesen sieht, da ist der eigentliche Boden für jene Geschichten und Erzählungen, die, in ihrem Ursprung einfach, durch häufiges Wiederholen ihre erste Gestalt verlieren, und zuletzt auf diese Weise selbst für diejenigen etwas Geheimnißvolles gewinnen, welche mehr oder we-

niger in den Vorgängen betheiligt waren, welche dem Erzählten zum Grunde liegen. So war denn auch die Halbinsel immer voll von Aberglauben, der sich theils an Oertlichkeiten, theils an Personen knüpfte, und wie der kleinlichste Kastenstolz sich in engen Verhältnissen und in der Abgeschiedenheit am schroffesten erhält, so ist auch die sagenbildende Phantasie unter diesen Umständen am mächtigsten und am unberechenbarsten thätig.

Abgesehen von den Mythen, die sich an die erste Bevölkerung der Insel und an die Gründung der Stadt Hela knüpfen, welche durch eine zum Christenthum bekehrte schwedische Königstochter erfolgt sein soll, die ihr Vater zur Strafe für ihren Abfall von den Göttern seines Hauses auf einem leichten Floße dem Meere überantwortet; abgesehen von den Erzählungen über die versunkene Stadt im Meere, und über die Erscheinung des Seegespenstes, über das sich sogar in einer alten Leichenpredigt die Notiz findet, daß der Verstorbene vor Schrecken umgekommen sei, weil ein Gespenst auf der See ihn mächtig angefochten, war der Glaube an Hexen und Hexenkünste noch bis in unsere Tage auf der Insel allgemein verbreitet. Selbst im Jahre achtzehnhundert sechsunddreißig ward noch eine

Frau, die man im Waſſer die Hexenprobe beſtehen ließ, das Opfer dieſes Aberglaubens, von dem ſich auch heute noch zahlreiche Spuren auf der Inſel finden.

Die proteſtantiſchen Deutſchen in Hela legen einzelnen Frauen unter den Wenden eine Art von böſem Blicke bei, ſie glauben aber auch, daß mancher Andere die Kraft habe, Menſchen und Thiere zu verhexen; die katholiſchen Wenden geben gelegentlich den Proteſtanten dieſen Argwohn zurück, und wenn auch der Eifer der Geiſtlichkeit und der Einfluß der Schulen jetzt allmälich die Hexenproben auf Hela zu einer Unmöglichkeit gemacht haben dürften, ſo lebt und wuchert in den Geiſtern der dunkle Zug noch fort, und wird beſtehen bleiben, bis einſt die Bewohner der Halbinſel mehr und mehr in den Weltverkehr gezogen ſein werden.

Wer aber in unſeren Tagen die Halbinſel beſucht, der kann ſich kaum vorſtellen, wie fern ab ſie ſich von der Lebensſtrömung vor jenen dreißig, vierzig Jahren befunden hat, als noch keine Chauſſeen, keine gebahnten Landwege das Oſtſeeufer mit dem inneren Lande in Verbindung ſetzten, als das ganze Land den furchtbaren Plagen des Krieges preisgegeben und Danzig, der Hauptmarktplatz der Helenſer, achtzehnhundert

und dreizehn ihnen durch die Belagerung verschlossen worden war.

Schon seit zehn Monaten lag das vereinigte Heer der Preußen und der Russen vor der Festung. Das ganze Land war voll Truppen, eine bittere Noth herrschte überall, schwere Seuchen rafften die Menschen in den Städten, in den Dörfern, auf den Gütern zu Tausenden hinweg. Durch die ganze Gegend schweiften die fremden russischen Uniformen, die fremden Gestalten der Kosaken umher, die Verbindung mit der belagerten Festung zu hindern, in welcher der französische General Rapp sich mit grausamer Ausdauer zu halten strebte. An der ganzen Seeküste waren Batterieen vertheilt, sie vor der Annäherung französischer Fahrzeuge, vor der Landung von Truppen zu bewahren, und wer es damals nicht mußte, entfernte sich auf dem platten Lande nicht von Haus und Hof. Jeder hatte zu thun, den Anforderungen der Einquartierung zu begegnen. Jeder war zufrieden, wenn ihm in dem eigenen Hause ein enges Obdach und die nothwendige Nahrung gelassen wurde; denn trotz der strengen Mannszucht, welche die verschiedenen Befehlshaber des vereinigten Befreiungsheeres angeordnet hatten, wurden doch zahlreiche Roh-

heiten und Grausamkeiten von ihren Mannschaften an Wehrlosen verübt, gegen die keine Klage und keine Selbsthülfe möglich waren.

Trotz dieser Plagen, trotz aller Entbehrungen aber, denen man sich auf dem Lande ausgesetzt fand, war der Zustand ein beneidenswerther, wenn man ihn mit dem Aufenthalte in der belagerten Festung verglich. Je höher der Mangel und die Noth in derselben gestiegen waren, um so öfter konnte man daher einzelnen Personen und Familien begegnen, denen es gelungen war, mit Zurücklassung ihrer ganzen Habe, Pässe zum Auszuge aus der Festung zu erhalten, und die, ihr nacktes Leben rettend, der Stadt entflohen waren, ungewiß, ob und wann sie in dieselbe zurückkehren, ungewiß, welchen Leiden sie sich außerhalb derselben preisgegeben finden würden.

Im November dieses unheilvollen Jahres schritt denn auch in später Nachmittagsstunde eine Frau ohne alle Begleitung, vom Lande kommend, über den Dünensand der Halbinsel Hela hin. Sie hatte gegen Mittag in dem wendischen Dorfe Ceynowo im Kruge eine Stunde gerastet und war dann wieder aufgebrochen, das Dorf Danziger Heisternest noch vor der Nacht zu

erreichen. Es hatte die ganze Woche hindurch geregnet und geſchneit. Auch an dieſem Tage war der Himmel grau und ſchwer, indeß der Regen hatte ſeit einigen Stunden aufgehört, und ein ſcharfer Nordoſtwind begann die Wolken vor ſich herzutreiben, daß ſie ſich tief unten am Horizonte theilten, und die Sonne fahl und glanzlos hervorſcheinen ließen. Die See war mächtig aufgeregt. Mitten durch das langgedehnte Heulen des Windes hörte man ihr Brauſen, und ſchwieg der Wind eine Weile, ſo vernahm man es deutlich, wie die Wellen mit dumpfem Rollen auf das Ufer der Inſel niederfielen.

Die langanhaltende Regenzeit hatte den Sand der Düne durchdrungen, der Weg war feſter als im Sommer, aber der halbgeſchmolzene Schnee machte ihn glatt und beſchwerlich, und hinderte die Wandernde an ſchnellem Vorwärtskommen, die, ohne ſich umzuſehen, ohne ſich durch die einzelnen ſtarken Windſtöße aufhalten zu laſſen, ihrer Straße zog. Nur nach der Sonne ſah ſie von Zeit zu Zeit, um zu ermeſſen, wie lange ſie auf das ſchwindende Tageslicht noch zu rechnen habe; und dann blickte ſie auch regelmäßig wieder nach der Gegend gen Süden hin, wo die beiden Dörfer

Putziger Heisternest und Danziger Heisternest nahe bei einander liegen, die Weite des Weges veranschlagend, welche sie noch von ihrem Heimathdorfe trennte, das sie vor dem Einbruche der Nacht erreichen mußte.

Es war eine Frau von ansehnlicher Größe. Sie trug, wie es damals die Sitte in den Städten für die wohlhabenden Frauen der niederen Bürgerstände mit sich brachte, einen ärmellosen Umhängemantel von schwarzem blankgeschorenem Kalmuck, dessen Rand und dessen kleiner Capuchon mit hellgelbem gefleckten Iltiß besetzt waren. Ueber den Kopf hatte sie, um sich gegen Wind und Wetter zu schützen, ein großes buntwollenes Tuch geschlagen, dessen Enden in den Mantel eingebunden waren.

Als sie Ceynowo verlassen, wo sie vergebens irgend eine vorläufige Auskunft über die Zustände in ihrem Heimathdorfe zu erhalten gehofft hatte, war ihr Gang fest und rüstig gewesen, daß sich die angeborene Tüchtigkeit einer kräftigen Natur darin verrieth; aber je weiter sie ging, und je tiefer die Sonne sich zum Untergange neigte, um so auffälliger nahmen ihre Kräfte ab, um so langsamer und schwerer wurde ihr Schritt, so daß selbst ein oberflächlicher Beobachter auf einen

besonderen Grund ihrer unverhältnißmäßigen Ermüdung hätte schließen müssen.

Sie fing an öfter und öfter umherzuspähen, ob sich nicht ein Punkt zum Rasten böte, aber die Düne entbehrt der natürlichen Ruhepunkte, welche das Land für den Wanderer hat. Kein Stein, kein Baumstamm laden auf ihr den Müden zum Verweilen ein, und die aufgewehten Erhöhungen des sandigen Bodens, auf denen fahles Rietgras, kümmerlicher Windhafer und ein Paar abgeblasene Disteln sich vor dem Winde beugten, waren zu naß, sich auf ihnen niederlassen zu können.

Während dessen war die Sonne untergegangen, und die Schatten des Abends breiteten sich aus. Die Wolken, welche sich eine Zeit lang zertheilt hatten, zogen sich wieder dichter zusammen, ein feiner trockener Schnee fing an leise vom Himmel herabzustöbern, der Wind pfiff in lange anhaltenden Stößen über die Düne hin, und vergebens hörte die Einsame spähend nach dem Bellen eines Hundes, vergebens wartete sie auf irgend ein Zeichen, das ihr die Nähe des Dorfes verkündete. Der scharfe Wind und das tiefe Grollen des Meeres ließen keinen anderen Ton vernehmen. Nur ein Paar

Mal flogen dicht vor ihren Füßen eine Anzahl von Krähen mit rauschendem Flügelschlage, laut krächzend empor, ihr Nachtlager in dem Kieferwalde zu suchen, der sich über eine Strecke der Halbinsel ausdehnt, und die bewegte Einbildungskraft der Wandernden konnte sich des Schreckens davor nicht erwehren, weil der Volksglaube darin ein böses Zeichen zu erkennen meint. Dann wieder schossen einmal lautlos ein Paar Möven über ihrem Haupte hin, deren breite weiße Schwingen in dem wiegenden Fluge hier und da wie silberne Blitze durch die Dämmerung sichtbar wurden. Sonst blieb Alles regungslos außer dem Sturme und dem Meere, und sie ging und ging.

So brach die Dunkelheit herein, ohne daß sie wußte, wie nahe sie sich ihrem Heimathdorfe befände, ungewiß, was es an der Zeit sei, als sie plötzlich viel näher, als sie selbst es erwartet hatte, das erste Licht aus ihrem Dorfe vor sich aufblinken sah. Es war ihr wie ein Hoffnungsstern. Nun war sie nicht mehr weit von ihrem Ziele, nun konnte sie ruhen!

Aber diesem ersten Gedanken, dieser hoffenden Sehnsucht der Ermatteten drängte sich augenblicklich

die Sorge nach, wie sie den Vater und die Mutter wieder finden würde.

Sie war seit vielen Jahren, seit sie das Dorf als junges Mädchen verlassen hatte, nicht wieder zu Hause gewesen. Seit Jahren hatte sie Vater und Mutter nicht mehr gesehen, seit länger als Jahresfrist war sie von den Eltern, waren die Eltern von ihr ohne alle Kunde gewesen, und was hatte sie ertragen und erlebt in dieser Zeit!

Es verwirrte sie selbst, wenn sie es überdachte. Sie hatte Scheu, davon zu reden, sie fürchtete die Fragen der Eltern, die ihr Alles wieder lebendig machen mußten; aber es war ihr dennoch ein Trost, ihnen und einer Ruhestätte nahe zu sein, es dünkte sie eine Erlösung, bald einmal eine Nacht in ununterbrochener Stille schlafen zu können. Denn so wild der Wind auch heulte, so laut das Meer auch seufzte und stöhnte, es schien ihr Friede und Erquickung gegen die Schrecken und die Angst in der hungernden und von ihren zahlreichen Brandstätten rauchenden Stadt, gegen das Elend, dem sie entronnen war.

Seit Tagen und Wochen hatten die Bewohner von Danzig kaum gewußt, was eine Stunde des Rastens

sei. An jedem Tage hatten selbst die friedlichen Bürger in den Häusern für sich und ihre Weiber und Kinder darauf gefaßt sein müssen, dem entsetzlichen Belagerungskampfe, oder der Noth und den von ihr erzeugten Krankheiten zum Opfer zu fallen. Und wenn ein Sturmstoß durch die Luft fuhr, schrak die Wandernde jedesmal zusammen, denn es war ihr, als höre sie wieder das Donnern der Kanonen, als höre sie das Einschlagen der Bomben, das Zusammenstürzen der Gebäude, und sie athmete wie befreit auf, wenn sie sich umsah und sich im Freien befand, wenn sie gewahrte, daß sie es nur mit dem Grollen der Natur, nicht mit den im Kampfe wüthenden Leidenschaften der Menschen zu thun habe.

Es war völlig dunkel, als sie das erste Haus des Dorfes erreichte. Neben demselben bog der Pfad ab, den sie so viel tausend Mal gegangen war. Die großen Pfähle, an denen man die Netze trocknete, standen noch wie sonst zwischen diesem Hause und dem Hause ihres Vaters. Sie faßte mit der Hand, ob nicht ein Netz daran hänge, aber es war Alles leer. Das bestärkte sie in der Voraussetzung, daß in dem Sturme Nie-

mand auf der See gewesen sein, und daß sie den Vater also zu Hause treffen würde.

Mit dieser Zuversicht kam sie vor das Haus. Sie hatte es erwartet, den Laden vor dem Fenster geschlossen zu finden. Er war auch zugemacht, wie sonst an jedem Abende, aber durch den herzförmigen Einschnitt in demselben sah kein Licht heraus. Sie wußte sich das nicht zu erklären, da es noch nicht spät am Abende, noch nicht Schlafenszeit war. Befremdet schritt sie zwischen den beiden, aus rohen Fichtenstämmen zusammengenagelten Zäunen, die rechts und links vom Eingange ein Paar Stücke Gemüseland umfaßten, auf die Thüre zu. Ohne des Tastens zu bedürfen, öffnete sie mit gewohnter Hand die Klinke, welche am Abende die obere Hälfte der zweitheiligen Thüre zuhielt, bis man sie zur Nacht von innen verriegelte. Mit klopfendem Herzen trat sie die Schwelle hinunter, fühlte sie den Estrich unter ihrem Fuße nachgeben, wie in den Tagen, in denen sie hier beständig ein- und ausgegangen war. Aber es war still und finster im Hause, es regte sich nichts.

Sonst, wenn in weitester Ferne sich Jemand dem Hause genaht, hatte der Hund es mit lautem Gekläff

verkündet, und wenn das Geringſte ſich vor der Thüre gerührt, war der Vater zur Stube hinausgetreten, zu ſehen, ob ein Nachbar komme, oder was ſonſt geſchehe. Was bedeutete alſo dieſe todte Stille? Was bedeutete die Dunkelheit? — Es brannte kein Feuer auf dem Heerde der Thüre gegenüber, und doch war es Zeit, die Kartoffeln zum Abendeſſen zu kochen. Wo war denn ihr Vater, daß er ihr Kommen nicht hörte? Wo war denn ihre Mutter, daß ſie nicht am Heerde ſtand, das Abendbrod zu kochen? Sie wollte den Vater, die Mutter rufen, eine innere Angſt hielt ſie davon zurück.

Gleich neben der Hausthür zur linken Hand ging es in die einzige Stube des Hauſes. Dahinter lag die Schlafkammer, und eben öffnete die Heimkehrende die Stubenthüre, als die Mutter ihr, die kleine Thranlampe in der Hand, bleich und hinfällig aus der Kammer entgegentrat. Dabei fiel ein ſchwacher Lichtſtrahl durch den Raum, aber er reichte eben nur hin, der Tochter zu zeigen, daß hier die fleißige ordnende Hand der Mutter ſeit lange nicht gewaltet hatte.

Der große Tiſch ſtand freilich noch wie ſonſt an dem alten ſchwarzen Kachelofen, die Bank und die hölzernen Stühle daneben. Der Schragen zu den

Tellern und Krügen hing noch an der Wand, die beiden buntgemalten Kasten hatten ihre gewohnte Stelle zu den Seiten der Thüre behalten, aber die Teller und die Krüge fehlten auf dem Schragen. Sie standen ungereinigt auf dem ersichtlich lange nicht gescheuerten Tisch am Ofen, den rein und blank wie einen Spiegel zu halten, sonst der Mutter Stolz gewesen war, und jene kleinen, aber untrüglichen Zeichen des Verfalles und der Verlassenheit, die sich einem nicht gepflegten Haushalte so schnell aufprägen, waren hier unverkennbar.

Der Athem stockte der Heimkehrenden in der Brust. Halb in Schrecken, halb ermüdet, legte sie ein großes Pack, das sie bis dahin mühsam unter dem Mantel getragen hatte, auf den einen Kasten neben der Thüre nieder. Die Alte erkannte sie nicht. Ihr Auge war nicht mehr hell genug, bei dem spärlichen Lichte zu sehen. Wer ist da? fragte sie mit heiserer Stimme und hielt die Hand vor das Lämpchen, daß der Zug von der geöffneten Thüre her es nicht verlösche.

Ich bin's! ich! Mutter! rief die Eingetretene beklommen.

Wer? fragte die Alte mit dem Tone eines Menschen,

der seinen Sinnen nicht traut, weil ihm das Unerwartete begegnet.

Ich bin's! die Kathrine, wiederholte Jene, und fügte dann dringend hinzu: Sie sieht so elend aus, Mutter! Ist Sie krank? und wo ist denn der Vater, daß er nicht hier ist?

Todt! an die zwei Monate! sagte die Alte ohne ein Zeichen der Rührung, ohne ein Zeichen der Theilnahme für der Tochter Ankunft.

Todt? wiederholte die Tochter, und lehnte, als müsse sie sich an etwas stützen, den Kopf gegen den Thürpfosten.

Er hat das hitzige Fieber bekommen, so gut wie Alle, und hat dran glauben müssen. Ich habe es auch gehabt, und ich wollte, ich wäre auch nicht davon gekommen! sprach die Alte. Sie stellte bei den Worten die Lampe aus der Hand und setzte sich auf die Bank am Ofen nieder, obschon kein Feuer in demselben brannte. Sie war des Platzes aus besseren Tagen her gewohnt.

Die Tochter stand noch auf demselben Flecke. Sie fühlte ihre Müdigkeit nicht in dem Augenblicke. Was mußte die Mutter ausgestanden haben, daß die uner-

wartete Ankunft ihres einzigen Kindes ihr kein Wort entlockte, daß sie nicht fragte, woher und weßhalb sie käme; daß sie, nur auf sich gestellt, nichts Anderes zu denken vermochte, als ihr eigenes Elend? — Es trat eine Pause ein, die Alte konnte sich nicht freuen, die junge Frau konnte nicht weinen, das Herz war Beiden zu schwer.

Endlich faßte die Letztere sich. Sie machte den Mantel am Halse auf, band ihn ab, schüttelte die Nässe davon herunter und hängte ihn an einen Pflock an der Wand hin. Darauf lös'te sie das Tuch vom Kopfe, und eine kleine weiße Haube mit schwarzen Bändern zugebunden, wurde auf ihrem blonden Haare sichtbar. Das Zeichen des Leidtragens war das Erste, was die Mutter beachtete.

Du hast's also gewußt vom Vater? fragte sie.

Die Tochter schüttelte verneinend das Haupt, die Thränen, die nicht fließen wollten, schnürten ihr die Kehle zu.

Um wen trauerst Du denn? fragte die Alte.

Um meinen Mann! entgegnete die Andere, indem sie sich endlich niedersetzte, da die Füße sie nicht tragen wollten, und kaum hatte sie diese Worte gesprochen,

ſo brach ſie in bitteres Weinen aus. Die Mutter ſah ſie verwundert an. Dein Mann iſt ja bald zwei Jahre todt! ſagte ſie, als wolle ſie der Tochter einen Vorwurf über die Heftigkeit ihres Schmerzes machen.

Ich hatte wieder geheirathet, gleich nach Neujahr, als die Belagerung eben angefangen hatte; einen Unteroffizier von den Spaniern! antwortete die junge Wittwe ſchluchzend. Ich habe es Euch ja ſchreiben laſſen! Heute vor drei Wochen hat eine Kugel ihn zerſchmettert. Er iſt elend umgekommen auf dem Walle! ſtieß ſie leidenſchaftlich hervor, und wieder entſtand eine Pauſe.

Die Alte hatte den Kopf in beide Hände geſtützt und ſah wortlos in das Angeſicht der Tochter. Der Tiſch ſtand zwiſchen ihnen, die kleine Lampe beleuchtete die hohlen Schläfe, die eingeſunkenen Züge der kaum Geneſenen, deren graues Haar aus der kleinen Kappe von dunkelm Kattun wirr zu beiden Seiten des Kopfes hervorhing. Sie mußten beide erſt zu begreifen ſuchen, was ſie von einander erfahren hatten, was ſie jetzt erlebten. Blaß und regungslos ſaß die Alte da, während die Wangen der Tochter zu glühen und ſich zu röthen begannen von dem weiten Wege in dem Sturme.

Die Kälte ſchlägt mir aus! ſagte ſie mit dem Volks-

ausdrucke, indem sie sich plötzlich erhob und das große Umschlagetuch ablegte, das sie unter ihrem Mantel noch über dem Kattunrock getragen hatte. Die Mutter folgte ihr mit den Blicken. Mit einem Male schien sie aus ihrer Stumpfheit aufzuwachen. Sie hob die Lampe in die Höhe, leuchtete nach der Tochter hin und rief mit einem Ausdruck, der zwischen Schreck und Freude schwankte: Kathrine! Du mußt ja bald Wochen halten!

Darum ging ich eben fort! seufzte die junge Frau. In Danzig war Niemand mehr seines Lebens sicher! Vorige Woche wurde in der Stube neben der meinen eine Frau von einer Bombe erschlagen. Mir für mein Theil wär's einerlei gewesen, aber das Kind sollte doch nicht umkommen. Da bat ich denn um einen Paß; meines Mannes Hauptmann hat ihn mir geschafft.

Sie schwieg und auch die Mutter sagte nichts. Es hatte in den Kriegsjahren Jeder so Entsetzliches erlebt, man war des Unglückes dermaßen gewohnt worden, daß selbst die vom Glücke begünstigteren Stände kaum noch des beklagenden Mitgefühls für einander fähig waren. Das Volk aber hatte nicht einmal mehr

Verwunderung über ein neues Unglück, das ihm zu Ohren kam.

Draußen heulte noch immer der Wind, der Schnee hatte sich in einen Regen aufgelöst, der gegen die Fensterladen peitschte, das Meer warf seine Wellen donnernd an den Strand. Das erinnerte Katharina an manche ähnliche Stunde, in der sie mit der Mutter um den Vater Sorge getragen hatte, wenn er auf dem Wasser gewesen war.

Hätte ich denken sollen, daß der Vater todt ist! rief sie aus. Ich vertröstete mich auf ihn die ganzen Tage und Tage! Ich dachte, er und Sie, Ihr würdet mein Kind nicht verlassen, wenn es mit mir nach all' dem Gram und Schrecken nicht gut gehen sollte.

Die Alte entgegnete auch darauf nichts, aber sie stand auf und ging nach der Thüre, die zum Flure führt. Wo will Sie hin, Mutter? fragte die Tochter.

Feuer machen, daß Du was Warmes bekommst! versetzte die Alte, in der die Mutterschaft der Tochter das eigene Mutterherz wach gerufen und die stumpfmachende Gewalt der Krankheit besiegt hatte.

Lass' Sie mich gehen! bat die Tochter, Sie kann nachher kommen, Sich zu wärmen, wenn es auf dem

Heerde brennt. Es wird Ihr auch gut sein, an das Feuer zu kommen. Sie sieht schrecklich abgefallen aus!

Die Mutter gab auf diese Worte nichts. Sie ging schleichend hinaus zum Heerde. Unter demselben lag ein Rest von Sprockholz. Sie nahm einige Aeste davon hervor, schichtete sie zusammen, die Tochter reichte ihr ein Paar von den Schwefelfäden hin, die immer noch mit Stahl und Stein in derselben alten rauchgeschwärzten Büchse auf demselben alten Platze lagen, entzündete sie an der Lampe, und wenige Augenblicke später brannte seit vielen Wochen wieder zum ersten Male ein Feuer in dem Hause der Alten, welcher während ihrer langen Krankheit und langsamen Genesung mitleidige Nachbarn die spärliche Nahrung zugetragen hatten.

Zweites Kapitel.

Katharina's Vater war ein Fischer gewesen, wie alle Bewohner von Danziger Heisternest, und in dem Dorfe auch geboren. Das Haus, das er besaß, hatte, seit die Menschen sich erinnern konnten, von Vater auf Sohn fortgeerbt. Wenn es dadurch auch nicht besser, so war es doch den Klaassen, seinen Besitzern, nur lieber dadurch geworden, und sie hatten sich etwas darauf eingebildet, eins der ältesten Häuser zu besitzen, das schon dagestanden, als man die anderen vielleicht erst zu bauen angefangen hatte. Die Frau des Fischers aber war nicht aus dem Dorfe zu Hause. Sie stammte aus Cehnowo, war eine Wendin, oder, wie man es im Volke nennt, eine Polin, und katholisch. Es hatte aber, wie die Leute meinten, von Anfang an keinen Segen in das Haus gebracht, daß Klaaß sich

eine Auswärtige und noch dazu eine polnische Frau genommen hatte. Sie ging nicht mit den Anderen und mit ihrem Manne zur Stadt in die Kirche, sie ging nicht mit ihnen zum Gottestisch, sie hatte allerlei Bilder mit durchstochenen Herzen an den Wänden, wie die Polnischen das haben, und des Klaaß' Eltern waren mit der Heirath auch gar nicht zufrieden gewesen, obschon die Schwiegertochter nicht mit leerem Kasten in das Haus gekommen war. Die Alten hatten beide nicht lange mehr nach des Sohnes Hochzeit gelebt, indeß das Haus war darum nicht leer geblieben, denn jedes Jahr hatte ein neues Kind gebracht, und das älteste von den Kindern hatte frühzeitig Platz machen müssen für die anderen, denn sie waren ihrer vierzehn geworden, und Haus und Wirthschaft hatten nicht ausgereicht, sie zu bergen und zu ernähren.

So hatte der Vater denn die Aelteste, als er sie einmal in Putzig zum Markte mitgehabt, wo die Frau des Krämers aus der Stadt Hela sie gesehen und Wohlgefallen an ihr gefunden, bei dieser zum Dienste vermiethet, und Katharina hatte das Vaterhaus verlassen, als sie eben erst fünfzehn Jahre alt geworden war. Das war ein Glück für sie gewesen, denn über

dem Hauſe ihrer Eltern war es ſeit lange ſchon aufgegangen wie ein böſer Stern. So wie die Kinder gekommen waren, Jahr auf Jahr, ſo gingen ſie auch in bleichem Siechthum wieder hin, eines nach dem anderen, bis keines mehr übrig war und der Klaaß und die Frau wieder wie zu Anfang allein in ihrem Hauſe wohnten.

Der Klaaß war nie mehr froh geweſen, ſeit ſie das letzte Kind zu Grabe getragen hatten, und hatte ſich, wo er konnte, an fremden Kindern Troſt geſucht. Die Klaaſſin aber that das niemals. Sie könne keine Kinder ſehen, ſagte ſie, es habe ihr das Herz verſteint; und die Nachbarn waren es froh, daß ſie ſich mit ihren Kindern nicht zu ſchaffen machte, denn ſie trauten ihr nicht mehr. Daß Gott eine rechtſchaffene Mutter ſo ſchwer ſtrafen ſollte, ihr von vierzehn Kindern nur eines zu laſſen, das konnte Niemand glauben. So etwas konnte nur einer polniſchen Frau geſchehen, mit der es nicht recht richtig war, und wenn die Klaaſſin wirklich nichts verſchuldet hatte, warum nahm der Mann denn nicht Katharina aus der Stadt zurück, als ihnen kein Kind im Hauſe mehr geblieben war? Warum blühte die denn geſund und friſch wie eine

Rose, während alle die anderen Kinder abgefallen waren wie welke Blüthen, obschon sie so gesund zur Welt gekommen waren, wie die Katharina?

Unglück, das dem Denkenden, dem Gebildeten Achtung einflößt, wird in den Augen des Volkes leicht zu einem Makel, wenn sein Träger irgend wie der Gegenstand geheimen Widerwillens ist. Man sah es nicht, oder man wollte es nicht sehen, daß die vielen Kindbetten und das Säugen der Kinder die Klaassin in ihren besten Jahren zur Greisin gemacht hatten; man vergaß, daß eben deshalb ihre jüngsten Kinder schwach und elend zur Welt gekommen waren; man bedachte es nicht, wie endlich der Aberglaube selbst in dem Herzen der Eltern Wurzel geschlagen hatte, daß sie meinten, kein Kind groß ziehen zu können, und froh waren, ihr Aeltestes bei Leuten geborgen zu wissen, die eine glücklichere Hand besaßen, als sie. Man erinnerte sich nur, daß man die Klaassin, wenn ihr wieder ein Kind in's Siechthum gerathen war, oftmals habe allein über Feld gehen und dann wieder in ihrer Stube vor ihren Bildern mit dem durchstochenen Herzen auf den Knieen liegen sehen, und wenn man dann auch eingestand, daß sie zur katholischen Kirche

in das Nachbardorf gegangen und in ihrer Stube zu ihren Heiligen gebetet habe, so waren doch der Glaubenshaß und der Aberglaube mächtiger als das Wissen, und man traute den polnischen Gebeten, welche man nicht verstand und nicht theilte, nur eine zerstörende, keine segnende Kraft zu.

Man beklagte den Klaaß, daß er nicht aus dem Dorfe geheirathet habe, denn solches Unglück habe noch Niemand im Dorfe gehabt. Man ging seiner Frau aus dem Wege; aber wie sehr ihr das auch bemerkbar war, und wie der Mann das auch empfand, es brachte die Beiden nicht von einander, und es brachte auch den festen Sinn der Klaassin nicht herunter und nicht herum, daß sie sich hätte verleiten lassen, ihre Aelteste, der es in der Stadt wohl erging, zu sich zurück zu nehmen in das kinderleere Haus.

Katharina war ruhig in ihrem Dienste geblieben bei den Bürgersleuten in der Stadt, die neben des Mannes Fischergewerbe noch einen offenen Kramladen hielten, und die, wenn es sein mußte, wenn etwa ein Schiff in der Bucht ankerte, oder wenn gar einmal ein Schiff gestrandet war, gelegentlich auch den Gastwirth machten. Des Mädchens hübsches Aeußeres,

ihr freundliches und kluges Wesen hatten sie in dem Hause ihrer Herrschaft schnell beliebt gemacht, und sie war erst achtzehn Jahre alt, als der Steuermann eines vor Hela gestrandeten Schiffes sie kennen lernte, sich in sie verliebte und sie, obschon er fast zweimal so alt war als Katharina, zur Frau verlangte. Katharinens Eltern, die man dazu in die Stadt kommen lassen, und denen der Steuermann eines großen Briggschiffes sehr reich und vornehm erschien, konnten die Ehre kaum begreifen, welche ihrem Kinde widerfahren sollte, und das Mädchen hatte nichts dawider, den Steuermann zu heirathen.

Freilich war ihr Bewerber weder jung noch schön, aber er wußte viel und gut zu erzählen von den vielen Reisen, die er nach Stockholm und nach London gemacht, von den beiden Malen, die er in Amerika und in Indien gewesen war, von den merkwürdigen Dingen, die er dort erlebt hatte, und von den prachtvollen Kleidern und Geschmeiden, welche er für seine Frau hätte mitbringen können, hätte er damals nur eine Frau gehabt. Katharina hörte das mit Vergnügen an, und weil man ihr sagte, daß es ein unglaubliches

Glück für sie sein würde, die Frau des Steuermannes zu werden, empfand sie es bald selbst als ein solches.

Sie, die bisher keine andere Tracht gekannt hatte, als den Rock und die Jacke von bedruckter Leinwand, erschien sich wie eine Fürstin, als sie im feinen schwarzwollenen Kleide, den Brautkranz auf dem Kopfe, mit dem Steuermann vor den Altar trat, und beide Brautleute hatten die Stunde der Trauung nicht zu bereuen. Katharina war arbeitsam und haushälterisch, der Steuermann den größten Theil des Jahres auf der See. Ihr gefiel das bequeme Leben am eigenen Heerde, das Leben in der großen Stadt, in dem sie sich sehr bald zurecht fand, und der Steuermann war immer sehr zufrieden, eine gut gehaltene Wirthschaft, eine hübsche, freundliche Frau und einen herzlichen Willkommen zu finden, wenn er mit irgend einem Geschenk für sein junges Weib für eine Weile nach Danzig zurückgekommen war. Der Vater und die Mutter hatten Katharina ein Paar Jahre nach ihrer Hochzeit einmal in der Stadt besucht, sie hatte ihnen gelegentlich auch etwas zukommen lassen, und hätte sie auch ein Kind gehabt, es hätte ihr zu ihrem Glücke nichts gefehlt.

Sechs Jahre hatte dieser Zustand gedauert, als im

Herbste des Jahres achtzehnhundert und eilf das schöne Briggschiff, die Marianne von Danzig, das der Steuermann seit langen Zeiten gefahren, von seiner Reise wieder wohlbehalten und stolz in den danziger Hafen zurückkehrte, aber ohne den Steuermann, der es hinausgeführt hatte. Bald nach der Abfahrt von Newcastle, wohin sie Getreide gebracht und von wo sie Kohlen als Rückfracht geladen, war er mitten in der Nacht am Steuer vom Schlage getroffen worden, und die junge Frau erfuhr erst, daß sie Wittwe geworden sei, als ihr Mann schon einige Wochen in seinem Segeltuche unter den Fluthen der Nordsee gebettet worden war.

Der Schreck der jungen Wittwe war groß gewesen, ihre Thränen, ihre Betrübniß um den Mann, der ihr nur Gutes gethan hatte, aufrichtig. Indeß nur der Müßiggänger findet in der Trauer eine Beschäftigung, und die Nothwendigkeit, ihren Vortheil zu wahren und bei dem plötzlichen Tode des Verstorbenen an ihr Erbe zu denken, zog sie von der Trauer um einen Mann ab, an dessen Abwesenheit sie gewohnt war, dessen Nichtdasein also keine große Veränderung in ihrem täglichen Leben hervorbrachte. Sie wußte, daß der

Steuermann ein hübsches Kapital zurückgelegt, welches sich, wie er ihr einmal gesagt, in den Händen des Hauses befinden sollte, für welches er gefahren war. Der Kapitän der Brigg zahlte ihr den Sold ihres Mannes bis zu dessen Todestage aus, und die Wittwe war überzeugt, sich in bester Vermögenslage zu befinden, als die Papiere, welche der Kapitän dem Verstorbenen abgenommen und der Wittwe mit dessen übrigen Habseligkeiten eingehändigt hatte, eine ganz andere Aufklärung gaben. Schon vor ein Paar Jahren hatte der Steuermann sein Kapital aus jenem Hause herausgezogen, um es mit einem seiner Freunde in einer gemeinschaftlichen Spekulation zu verwenden, und diese Spekulation war vollständig mißglückt. Katharina besaß außer einer gut eingerichteten Wirthschaft nur das Geld, das sie im Hause hatte, und den Rest von ihres Mannes Sold, und diese geringe Summe konnte nicht für lange reichen. Sie mußte also auf Erwerb für sich denken, der damals für arbeitsame Frauen auch sehr leicht zu finden war.

Die ganze Festung lag voll Truppen. Näherinnen und Wäscherinnen hatten vollauf zu thun, und schnell entschlossen, griff die Wittwe zu dem Nächsten, indem

sie die Besorgung der Wäsche für die Offiziere übernahm, welche sich in dem Hause, dessen Einwohnerin sie war, im Quartiere befanden. Ihre Geschicklichkeit empfahl sie, ihre frische Schönheit, der ihre schwarze Kleidung sehr zu Statten kam, machte aufmerksam auf sie, und sie war eitel und lebenslustig genug, an dem Wohlgefallen, das sie erregte, Freude zu finden, und klug genug, der Verführung, die sich ihr oftmals nahen wollte, Widerstand zu leisten.

Die Ehe hatte ihr sechs Jahre Glück gebracht, der Tod ihres Ehemannes brachte ihr nur kurzen Kummer. Sie hatte ihm geleistet und gethan, was sie gekonnt und was sie ihm zu leisten gewußt; ihr Gewissen war rein und beruhigt. Jetzt aber, da sie täglich mit Fremden zu verkehren hatte, jetzt, da sie es immer wieder hörte, wie hübsch sie sei, gefiel ihr dieses rührige Leben eigentlich weit besser, als ihre Ehe, in der sie den größten Theil des Jahres einsam da gesessen hatte.

Erst jetzt als Wittwe fiel es ihr ein, daß ihr Mann viel zu alt für sie gewesen sei, und besonders seit ein Unteroffizier von einem spanischen Regimente täglich als Ordonnanz eines Hauptmannes in das Haus kam,

dachte sie daran, wie das Leben mit einem solchen schönen jungen Manne doch ein anderes sein müsse, als es mit ihrem guten Alten gewesen war. Sie konnte sich nicht enthalten, den schönen Spanier anzusehen, so oft er ihr begegnete, und da er ihr so oft als möglich zu begegnen suchte, so sahen sie sich mehr und mehr. Nur sprechen konnten sie mit einander nicht. Katharina hatte es seit den Jahren, in denen Danzig sich im Besitze der Franzosen gefunden hatte, allerdings gelernt, auf Französisch den guten Tag zu wünschen, zu fragen, was man wolle, die Worte für die ersten Lebens-Bedürfnisse, für die nothwendigsten Dinge zu verstehen, und die Bezahlung für ihre Arbeit zu fordern, mehr aber verstand auch der Spanier nicht, und doch hätte er ihr Anderes sagen mögen.

Gerade diese Schwierigkeit, mit einander zu sprechen, steigerte indessen das Wohlgefallen, das die Beiden an ihrer gegenseitigen Schönheit hatten, nur um so schneller zu einem leidenschaftlichen Begehren. Sie waren jung und schön, sie wußten Beide nichts von jenem Einklange der Seelen und der Herzen, die eine Verbindung von Mann und Weib zur höchsten menschlichen Vereinigung erheben. Sie strebten eben

zu einander mit ursprünglich menschlichem Verlangen, und als eines Tages Katharina zum ersten Male ohne ihre schwarze Haube erschienen war, als der Unteroffizier ihr sein mühsam erlerntes: Schöne Frau, ich liebe dich! entgegen gerufen hatte, da waren sie sich ohne Weiteres in die Arme gefallen, und Katharina hatte gemeint, jetzt erst zu wissen, was das Leben, was die Liebe und was das Küssen sei.

Der Steuermann war vierzehn Monate todt gewesen, als Katharina mit dem schönen Spanier zur neuen Heirath geschritten war. Die sechs Jahre ihrer ersten Ehe waren ihr einst ruhig und still dahin geflossen; seit sie den Spanier zum Manne hatte, vergingen die Tage und Wochen ihr wie im Sturm. Der Steuermann hatte die Frau halbe Jahre lang ohne Argwohn allein zurückgelassen, der Spanier, den sein Dienst von der Wohnung seines Weibes fern hielt, fühlte sich niemals ihres Besitzes sicher. Er liebte sie wie sein Leben und mehr als das, aber er traute ihr nicht, er traute keiner Frau, denn seine Schönheit hatte ihn bei seinem Marsche durch die Länder den Leichtsinn vieler Weiber kennen gelehrt. Liebe und Eifersucht, Lust und Streit, Sehnsucht und Angst,

Glück und Verzweiflung theilten sich in die Stunden, welche dem schönen Paare gegönnt waren. Aus dem mörderischen Kampfe auf den Wällen suchte er, wenn auch nur für Minuten, zu seinem Weibe zu eilen; aus ihren Armen mußte sie ihn zu neuem Kampfe entlassen, ungewiß, ob sie ihn jemals wieder sehen würde, ob sie das Kind, das sie unter ihrem Herzen trug, jemals in des Vaters Arme würde legen können. Tag und Nacht gemartert von dem Donner der Geschütze, in jedem Augenblick darauf gefaßt, den Tod des Gatten zu erfahren, mehr und mehr eingeengt von dem Mangel, welcher sich während der Belagerung endlich zur fürchterlichsten Noth steigerte, durchlebte Katharina eine Zeit, welcher selbst ihre kraftvolle Natur nur mühsam widerstand. Ihre Wangen verloren die Farbe, ihre Augen den Glanz, man sah ihr in ihrem Zustande der Mutterschaft den Mangel doppelt deutlich an, obschon ihr Gatte ihr von seinen Rationen mittheilte, was er konnte. Der Hauptmann, dessen Wäsche sie nach wie vor besorgte, bot ihr mitleidig einen Paß zum Fortgehen an, aber Katharina weigerte sich, ihn zu benutzen, sie wollte sich nicht von ihrem Manne trennen.

Erst als sein Schicksal den Spanier ereilt hatte,

als man von allen Seiten in sie drang, die gewährte Erlaubniß zur Auswanderung zu benutzen, als die Sorge für ihr Kind, sie aus ihrer Verzweiflung emporriß, als der wirkliche Hunger sich ihrer bemächtigte, da ging sie fort, zur Stadt hinaus, ihr Kind unter ihrem Herzen, ein Pack Kleidungsstücke in der Hand, und die kleine Summe, welche den Auswandernden mitzunehmen gestattet war, als ihre und ihres Kindes ganze Habe in der Tasche.

So war sie in ihrer Heimath angelangt. Das Sterbehaus des Vaters, die Krankheit der Mutter, der Mangel, der ihr auch hier entgegentrat, hätten sie vollends niederwerfen müssen, wären nicht Stille und Ruhe, nach den grauenvollen Scenen, welche sie wie Jedermann in Danzig in den letzten Wochen erleben müssen, das vorherrschende Bedürfniß für sie gewesen. Sie hatte Geld genug mitgebracht, für eine Weile die nöthige Nahrung und Feuerung zu schaffen. Die Nachbarin, welche am nächsten Morgen nach der genesenden Alten sehen kam, holte bereitwillig herbei, was man verlangte, und neues Leben ging mit Katharinens Anwesenheit in der Hütte auf; denn es ist Niemand so

unglücklich, daß er nicht ein Troſt für einen anderen werden könnte.

Die alte Klaaſſin, wie man Katharinens Mutter im Dorfe nannte, obſchon ſie erſt in den Fünfzigern war, hatte ſeit ihres Mannes Tode, ohne Luſt zu leben, auf ihrem einſamen Krankenbette gleichgültig dagelegen. Sie war zu ſtumpf und zu ſchwach geweſen, um daran zu denken, was an dem nächſten Tage ſein werde, und doch bedarf der Kranke des eigenen Vorwärtsſtrebens, um auf dem Wege der Geneſung fortzuſchreiten, denn der Menſch hat bis zu einem beſtimmten Grade das Leben in ſeiner Hand. Jetzt trieb die Sorge für die Tochter ſie vom Bette in die Höhe, jetzt machte die Neugier, von den Schickſalen derſelben zu hören, ſie munter in den Stunden, in welchen ſie ſich bisher willenlos der Ermattung hingegeben hatte, und von dem Augenblicke ab, da ſie einem Anderen helfen wollte, war ihr ſelbſt geholfen.

Aber Katharina vermochte in den erſten Tagen weder der Mutter noch den Nachbarn zu genügen, die gegen ihre ſonſtige Gewohnheit Einer um den Andern in das Haus kamen, nach ihr zu fragen, ſie zu ſehen und von ihr zu hören. Sie erſchien in ihrer anſehn-

lichen Kleidung, wie in ihrem Behaben, ihrer ganzen jetzigen Umgebung reich und vornehm, und kam sich doch selbst wie eine Verarmte vor. Eilf Jahre der Abwesenheit hatten sie ihrem Heimathdorfe und dessen Bewohnern vollständig entfremdet. Das fühlte sie, das empfand ein Jeder. Man kam auch im Grunde nur, um sie als eine Fremdgewordene zu betrachten, aber man verlangte daneben doch, in ihr die alte unveränderte Bekannte wieder zu finden, und entfernte sich verdrießlich, wenn man sich in dieser thörichten und unberechtigten Erwartung getäuscht fand.

Sie sollte erzählen, woran zu denken ihr Herz sich sträubte. Sie sollte schildern, wie es in der Festung herging, sie sollte sagen, was sie mit dem vielen Gelde beginnen werde, das sie nach der allgemeinen Meinung mitgebracht haben mußte, weil sie nach ihrer Ankunft ein Goldstück in der Stadt Hela wechseln lassen. Ihre zurückhaltenden Antworten über alles, was ihr eigenes Schicksal betraf, ihre wortkargen Berichte von der grauenvollen Lage Danzigs, deren Erinnerung aufzufrischen ihr eine Qual war, ihre Versicherung, daß sie mit ihrem Gelde bald zu Ende sein werde, daß sie keine Hoffnung habe, von ihrer in Danzig zurückgelas-

ſenen Habe jemals etwas wieder zu finden, ihre Erklärung, daß ſie nicht wiſſe, was ſie hier im Dorfe thun und womit ſie ihr Brod erwerben werde, fanden bei den Einen keinen Glauben und erregten bei den Andern nur Unzufriedenheit.

Daß Katharina reich ſei, davon hielten Alle ſich überzeugt. Die Klaaſſin hatte immer davon geſprochen, wie prächtig es bei ihrer Tochter in Danzig hergegangen wäre. Jeder im Dorfe hatte von der Nußbaum-Kommode mit den Löwenköpfen von Meſſing, von dem Spiegel, auf dem oben eine ganze Reihe Engel gemalt waren, von den Gardinen aus engliſchem Kattun, von den vielen engliſchen Kannen, Töpfen und Tellern erzählen hören, welche der Steuermann alle ſelbſt aus England mitgebracht hatte, und Katharina trug auch jetzt noch einen ſchönen Ueberrock, eine ſeidene Schürze, ein ſeidenes Halstuch, wie kein Menſch im Dorfe es beſaß; ſie hatte einen Mantel, um den ſelbſt die reiche Bürgersfrau aus der Stadt ſie beneiden konnte, bei der ſie doch einmal in Dienſt geſtanden hatte.

Wäre es ihr möglich geweſen, viel zu ſprechen, leicht mit den Menſchen zu verkehren, wie ſie's von

ihr forderten, es wäre beſſer für ſie geweſen. Jetzt aber, da ſie ſich ſtill in ſich zurückzog, dem neugierigen Andringen zu entgehen, jetzt wurden der Beſucher immer weniger, und am dritten Tage hatte ſie die Ruhe, die ihr nöthig that, aber dafür beſchäftigte ſich auswärts das Geſpräch nur um ſo lebhafter mit ihr. Die Klaaſſin hatte am Morgen nach der Tochter Ankunft der Nachbarin, ſei es aus Mißverſtand oder aus Prahlerei, erzählt, daß jene einen reichen und vornehmen Offizier von den Spaniern zum Manne gehabt habe, und die Nachbarin hatte dies gleich im Dorfe verbreitet. Es half nichts, daß die junge Wittwe dieſem Gerüchte widerſprach, daß ſie einem der Verſtändigſten unter den Wirthen im Dorfe, der in ſeiner Jugend Matroſe und viele Jahre zur See geweſen war, erzählte, ihr zweiter Mann ſei der Sohn armer Leute geweſen und habe es trotz ſeiner Tapferkeit noch nicht weiter als bis zum Unteroffiicier gebracht gehabt. Der Alte theilte dieſe Nachricht ſeinen Nachbarn nur mit, um daran ſeine Berichte von dem Wunderlande Spanien, in dem er ſelbſt einmal geweſen war, anzuknüpfen, und die geringen Thatſachen, welche man über den erſchoſſenen ſpaniſchen Unteroffizier im Dorfe em-

pfing, gingen unter in den Schilderungen der Schlösser, der Weinberge, des Ueberflusses, die der alte Schiffer in Spanien gefunden haben wollte. Ja, diese Herrlichkeiten wurden allmälich mit dem Todten in Verbindung gebracht, und von Mund zu Munde getragen und vergrößert, setzte sich endlich der Gedanke im Dorfe fest, Katharina habe einen reichen und vornehmen Spanier zum Manne gehabt, und wenn nur die Belagerung von Danzig erst aufgehoben wäre, so werde sie auch in den Besitz der Schätze kommen, welche er ihr hinterlassen habe.

Der norddeutsche Landbewohner, gleichviel, welch ein Gewerbe er betreibt, hegt ein ihm durch die früheren Verhältnisse eingeimpftes Mißtrauen gegen jeden, der ihm an Stellung oder Vermögen überlegen ist, sofern er von demselben keinen Vortheil zieht. Dies Letztere zu thun, versuchte man Katharinen gegenüber. Das Land war von den Truppen ausgesogen, die Theurung auch außerhalb der Festung groß, und auf Hela, wo der Erwerb in jedem Winter stockt, machte sich also der gewohnte Mangel in dem Fischerdorfe um so fühlbarer. Katharinens Stube wurde von Bittenden nicht leer. Hätte sie die Mittel besessen, den an-

geſtellten Anforderungen auch nur einigermaßen zu genügen, man würde ſich mit ihr ausgeſöhnt, man würde ihr die beſſeren Kleider, die ſtädtiſche Sprache und die ſtädtiſchen Manieren wohl zu Gute gehalten haben. Aber ſie konnte nicht helfen, wie man es begehrte, ſie behauptete, ſelbſt unbemittelt zu ſein, und doch trug ſie ſich, doch ſprach ſie wie eine anſehnliche ſtädtiſche Frau! Das war ihr nicht zu verzeihen! Das machte ſie zum Gegenſtande des Uebelwollens.

Der Eine hatte es geſehen, wie die alte Klaaſſin bei dem Schenkwirth das Goldſtück eingewechſelt hatte. Der Andere war gerade in ihre Küche getreten, als ſie friſches Fleiſch gekocht, das während des ganzen Winters in keinem Hauſe des Dorfes jemals auf den Heerd kam; der Dritte war dazu gekommen, als die junge Frau ein Paar große ſchöne Leinwandhemden zu Kinderzeug zerſchnitt, gerade als wenn ſie mit einem Prinzen niederkommen ſollte. Niemand aber wußte, daß dieſes Goldſtück ſchon das letzte war, Niemand bedachte, daß Katharina die alte Mutter mit kräftiger Nahrung herzuſtellen ſuchte, Niemand ſagte ſich, daß ſie die wenige gute Wäſche, welche ſie mitgenommen, zerſchneiden mußte, weil ſie kein anderes Mittel hatte,

die ersten nothwendigen Hüllen für ihr Kind zu schaffen. Man war überzeugt, Katharina sei reich und geizig, übermüthig und unbarmherzig, und wenn es wahr sein sollte, daß sie nicht so viel übrig hatte als man glaubte, so konnte dies nur der Fall sein, weil sie nicht die rechte Frau des Offiziers, sondern nur seine Geliebte gewesen war.

Kaum hatte eine der Nachbarinnen einmal diese Meinung ausgesprochen, so machte sie sich auch als die allgemeine geltend, und der Neid und die Verwunderung der kleinen Gemeinde gingen bald in ein Verspotten über. Man nannte die Wittwe nur die Offiziers-Kathrine, die Weiber dankten ihrem Gotte, daß sie nicht solche städtische Kleider und solche feine Hemden hätten. Man wußte sich so zu sagen Katharina gegenüber etwas mit dem groben Rocke, den man trug, und endlich glaubte Niemand mehr daran, daß der Spanier todt sei, sondern man sagte, er habe die Kathrine nicht mehr behalten mögen, und so habe sie in ihrem Elende Zuflucht zu ihrer alten Mutter nehmen müssen, um die sie sich nicht gekümmert, so lange sie mit ihrem Liebhaber noch ein lustiges Leben habe führen können.

Katharina erfuhr von allen diesen Gerüchten nur durch den Aerger und den Zorn der Mutter, und sie bestärkten sie in ihrer Zurückgezogenheit. Ihre Gesundheit war nicht gut, die Sorge um die Zukunft trat ihr näher und näher, und sie begriff jetzt erst, wie unüberlegt sie gehandelt hatte, als sie sich zu ihrer Mutter flüchtete, statt sich nach einem größeren Orte zu wenden, an welchem es der Arbeitsamen immer möglich gewesen sein würde, bis zur Stunde ihrer Entbindung in irgend einer Weise, wenn auch nur geringen Erwerb zu finden. Nun saß sie müßig die ganzen Tage da, während draußen der Winter sich tiefer und tiefer auf das Land herniederließ und das vom Schnee verwehte, zugefrorene Fenster kaum noch einen Ausblick auf die Düne verstattete, die, ebenfalls von hohem Schnee bedeckt, ohne Verkehr, ja, fast ohne Spur von Leben auf derselben dalag.

Sah die Mutter sie dann in ihrer Niedergeschlagenheit, so versuchte sie es, sie mit dem Troste hinzuhalten, daß Alles besser werden müsse, wenn der Sommer komme. Dann werde das Kind da sein, Katharina könne es ihr überlassen und in Putzig sich Arbeit suchen gehen. Man werde denn doch zuletzt auch wieder nach

Danzig gelangen können, die Tochter werde ihr Hab und Gut wieder finden, sie würden gemeinsam in die Stadt ziehen, und wenn sie gar nicht fertig werden könnten, nun, so müßte Katharina zu den Eltern ihres verstorbenen Mannes nach Spanien reisen, die doch gewiß so viel übrig haben würden, ihres Sohnes Frau und Kind nothdürftig aufzuhelfen.

Die Unkenntniß der Welt und ihrer Zustände macht immer phantastisch, und die Alte konnte es daher nicht fassen, weshalb Katharina durch alle diese Ermuthigungen nur noch trauriger wurde. Je weniger die junge Wittwe aber an die Möglichkeit gedacht oder geglaubt hatte, jemals von den Verwandten ihres Mannes Hülfe zu beanspruchen oder zu erhalten, je entschiedener sie diese Meinung ihrer Mutter bekämpft, je fester setzte der Eigensinn der Alten es sich in den harten Kopf, und bald war Niemand im Dorfe lebhafter von dem Reichthum und von der Herrlichkeit überzeugt, welche einst noch der Tochter zu Theil werden und durch diese auch auf die Hütte niedersteigen müßten, als die alte Klaassin selbst.

Unter solch goldenen Hoffnungen der Mutter, unter den wachsenden Sorgen der Tochter war das Jahr zu

Ende gegangen, und nicht lange nach dem Beginne des neuen Jahres hatte Katharina ihre Stunde nahen fühlen.

Es war die kälteste Zeit des ganzen kalten Winters. Der festgefrorene Schnee sperrte beinahe die Thüren der Häuser. Ein eisiger Wind schnürte dem Menschen im Freien das Athmen zu, als die Klaassin um Mitternacht bei funkelndem Sternenlichte an das Fenster der Nachbarin klopfte, die im Dorfe Hebammendienste leistete, um sie zur Hülfe bei ihrer Tochter herbeizuholen. Aber das Haus dieser Nachbarin lag eine ganze Strecke von dem der Klaassin entfernt, die Nachbarin war eben so alt und eben so wenig rührig als die Klaassin, es verging eine Weile, ehe sie in die Kleider, und noch mehr Zeit, bis sie zu dem Hause kamen, in welchem man ihrer Hülfe kaum noch bedurfte.

Das leise Weinen des Neugebornen, das ohnmächtige Seufzen der jungen Wittwe empfingen die beiden Alten bei ihrem Eintritt in das Zimmer. Mit matter Hand winkte Katharina die Mutter zu sich heran. Es geht zu Ende mit mir! sagte sie, verlasse Sie das

Kind nicht, Mutter! Es kommt mir hart an, daß ich von ihm gehen soll!

Die Frauen versuchten sie zu trösten, sie thaten für sie, was ihre arme Erfahrung ihnen eingab, indeß auch größeres Wissen wäre hier unwirksam geblieben. Katharinens Kräfte schwanden sichtlich. Man hatte das neugeborene Mädchen neben sie gelegt, ihr sinkender Blick wich nicht von dem Kinde. Am Morgen, als die Sonne die ersten hellen Strahlen durch die festgefrorenen Scheiben des Fensters hinein warf, öffnete sie die Lippen noch einmal zum Sprechen. Verlasse Sie das Kind nicht, Mutter! bat sie noch einmal. Dann verstummte sie, ihre Augen schlossen sich für immer, die alte Klaassin stand an der Leiche ihres letzten Kindes und die neugeborene Waise an dem Anfange ihres Lebensweges, für den ihr zum Andenken an die Mutter der Taufname derselben mitgegeben wurde.

Drittes Kapitel.

Die Tochter der Klaassin war noch nicht lange unter die Erde gebettet, als die Noth und das Elend, welche der Krieg und die Belagerung über Danzig und seine Umgebung gebracht hatten, ihr Ende erreichten. Die Belagerung wurde aufgehoben, die Franzosen verließen Preußen, auf die tiefe Niederlage des Vaterlandes folgte seine freudige und stolze Erhebung, folgten der Sturz des französischen Kaiserreichs und der Sieg der vereinigten Mächte. Und wie viel Wunden die Jahre von achtzehnhundert sechs bis achtzehnhundert fünfzehn dem Vaterlande auch geschlagen hatten, wie viel seiner Söhne für und wider Napoleon gefallen, wie viele Familien in Trauer gestürzt, und wie sehr das Land ausgesogen und erschöpft worden war, wenig Jahre reichten hin, diese Schrecken mildernd auszugleichen

und das furchtbare Erlebte in den Bereich der Erinnerung zu versetzen.

Handel und Wandel blühten wieder auf, ein neues Geschlecht wuchs heran: Knaben und Mädchen, welche nur durch Erzählungen von den Leiden der Franzosen etwas wußten. Und bald hatten Spaten und Pflug selbst die grausigsten Spuren des Krieges und des Mordens von den Schlachtfeldern vertilgt. Fruchtbringende Saaten erblühten aus dem blutgetränkten Boden, und über Land und Meer breitete der Himmel dieselbe ruhige Bläue aus, die auf so unzählige Verschmachtende und Sterbende, die durch Jahre und Jahre immer wieder auf neuen Kampf und auf neue Leiden herniedergeleuchtet hatte. Jetzt ging durch ganz Europa der Gewerbtreibende wieder ruhig an seine Arbeit, der Wanderer zog sorglos durch die Länder, und ungefährdet und ungehindert durchfurchte der Seemann die Meere, kreuzten die Fahrzeuge der Küstenbewohner in den Gewässern.

Aber es gehören günstige Umstände und Glück dazu, von dem vorhandenen Guten genießen und Vortheil ziehen zu können, und der Klaassin fehlte dieses Glück. Wo in einem Fischerdorfe kein Mann im Hause ist,

da zieht die Armuth ein, denn nur der Mann vermag auf dem Waſſer die Mittel zu gewinnen, ſich ſein Haus auf dem Lande zu zimmern und zu erhalten, und ſeit Klaaß todt war, kam kein Erwerb vom Waſſer mehr in das Haus. Es wäre eine Wohlthat für die Klaaſſin geweſen, hätte ſie ſich, als ihr Mann geſtorben war, bereden laſſen, ihr kleines, aber gut im Stande gehaltenes Häuschen zu verkaufen. Indeß davon hatte ſie nichts wiſſen wollen. Sie war eines Hausbeſitzers Tochter, ihr Mann hatte ſein eigenes Haus gehabt, ſie hatte alſo auch in ihrem eigenen Hauſe weiter leben und endlich wie alle die Ihrigen auch in demſelben ſterben wollen, damit es dann ihrem Enkelkinde, der kleinen Katharina, zum Erbe bliebe, auf die ihr ganzes Dichten und Trachten gerichtet war. Vergebens hatte der Schulz des Dorfes, den man zum Vormunde ihrer Enkelin ernannt, ihr vorgeſtellt, daß ſie gerade durch den Verkauf des Hauſes ein Stück Geld erhalten könne, dem Kinde einſt damit fortzuhelfen. Die Klaaſſin hatte das nicht eingeſehen und hatte nicht nachgegeben, obſchon der Schulz ihr prophezeite, daß ſie ihren Hochmuth und ihren Eigenſinn noch ſchwer bereuen und büßen

werde. Und sie büßte ihn schon lange, wenn auch ohne zu bereuen.

Sie hatte sich nach ihrer Krankheit und nach des Mannes und der Tochter Tode nie ganz erholen können. Alles vor sich hingehen zu sehen, alle Kinder zu überleben, die man geboren hat, das wirft den Stärksten um, und es war mit der Arbeit nicht mehr gegangen wie vordem. Selbst ihr Stückchen Gartenland konnte sie nicht mehr so rüstig als sonst bebauen. Es fehlte ihr bald an allen Ecken und Enden, fehlte ihr sogar an der Möglichkeit, ihre Steuer zu entrichten, und als der Executor sie bedrohte, ihr Tisch und Bette fortzunehmen, hatte sie froh sein müssen, daß ein Nachbar sich entschloß, ihr das baufällig gewordene Haus gegen einen kleinen Leibzins abzukaufen.

Die Klaassin hatte immer zu den fleißigsten und ordentlichsten Frauen des Dorfes gehört, aber weil all ihr Arbeiten und Sorgen sie nicht vor schwerem Unglück schützen können, hatte außer ihrem Manne ihr das Niemand anerkannt, und abgesehen davon, daß man ihr nicht Gutes zugetraut, hatte sie immer noch obendrein für ein stolzes und prahlerisches Weib bei ihren Nachbarn gegolten. Man sagte, erst habe sie

ſich mit ihrem Fleiße und mit ihrer Sparſamkeit ſo viel gewußt, als wäre nicht jede andere Frau eben ſo fleißig und ordentlich geweſen. Dann war die Anſtelligkeit ihrer Tochter an die Reihe gekommen, und als dieſe den Steuermann geheirathet, da hatte es mit dem Hochmuthe der Klaaſſin gar kein Auskommen mehr gegeben. Selbſt als der Klaaß geſtorben und die Tochter als Flüchtige zu ihr gekommen war, hatte ſich das nicht geändert. Man hatte es ihr nicht vergeſſen, daß ſie nach dem Tode der Tochter, deren Pelz und Umſchlagetuch und ſelbſt ihre Trauringe verkauft hatte, bloß um ſie wie eine reiche Frau in ſchönem Sarge zur Erde bringen und ihr ein Grabkreuz aufrichten zu laſſen, mit Namen und Geburts- und Sterbetag, und ſogar mit einem Bibelverſe darauf, wie der verſtorbene Paſtor in der Stadt es kaum ſo gut bekommen hatte. Daß die Klaaſſin damals ihr letztes Kind begrub, das einzige, das ſie groß gezogen hatte, das brachte man ihr nicht in Rechnung.

Wäre ſie gut im Stande geweſen, ſo hätte man ihr den Stolz noch hingehen laſſen können; aber ſeit ſie ihr Haus hatte verlaſſen müſſen, ſeit ſie zur Miethe wohnte, war gar nicht mit ihr auszukommen, und ſtatt

nun demüthig zu werden, war sie nur noch eigensinniger und sonderbarer geworden als vorher. Freilich half sie sich durch, daß Niemand etwas dagegen sagen konnte. Sie suchte Arbeit, wo und wie sie sie fand, um sich und ihre Enkelin zu erhalten. Es war ihr nichts zu schwer und nichts zu gering, aber sie gab den Leuten, für die sie arbeitete, kaum noch Rede und Antwort. Sie klagte nicht, sie verlangte auch nichts, indeß sie sprang auch niemals irgend einem Anderen in der Verlegenheit bei, und je schlimmer es ihr erging, um so schweigsamer und einsamer hielt sie sich. Es war, als hätte sie es verschworen, mit den Menschen zu verkehren, wie es sich gehörte. Es wurde Keinem mehr wohl in ihrer Nähe, und wer es nicht nothwendig hatte, machte sich nicht mit ihr zu thun. Nur ihre Enkelin ging nicht von ihrer Seite, und dieses Kind war auch ihr ganzes Leben. Es war, als ob sie in diesem alle ihre gestorbenen Kinder liebte. Es war ihr Eins und Alles, ihre Sorge und ihre Hoffnung, ihre Angst und ihr Glück, und während sie mit aller ihrer Mühe nur eines ihrer eigenen Kinder hatte am Leben erhalten können, gedieh die Enkelin ihr zusehends.

Die Kleine zu pflegen, so gut sie konnte, sparte

die Großmutter es ſich vom Munde ab; und je kräftiger und eigenartiger die kleine Katharina ſich in ihrem Aeußeren entwickelte, je weniger ſie den anderen Kindern der Inſel glich, um ſo zärtlicher liebte die Großmutter ſie, um ſo zuverſichtlicher glaubte ſie, daß dieſes Kind ihr zum Erſatz gegeben, daß es zu beſonderen Dingen aufgehoben ſei. Sobald Katharina nur auf dasjenige hinzuhören vermochte, was man ihr erzählte, wurde die Großmutter nicht müde, ihr von der todten Mutter und von deren herrlicher Wohnung in Danzig, von ihrem ſchönen Vater und von deſſen heißem fernem Heimathlande vorzuſprechen, und ihr zu verſichern, daß ſie einmal eine eben ſo ſchöne Wohnung als ihre Mutter haben und auch gewiß einmal noch in die Heimath ihres Vaters kommen werde, um dort bei deſſen vornehmen Verwandten herrlich und in Freuden zu leben.

Katharina verſtand zuerſt von dieſen Erzählungen und Tröſtungen nicht mehr, als Kinder überhaupt im Anfange von einem Mährchen verſtehen. Der Klang der Worte feſſelte ihre Achtſamkeit, das Unbegreifliche der Dinge erregte ihre Neugier. Erſt allmälich dämmerte es in ihr auf, ſie ſelber ſei die Hauptperſon in den Erzählungen der Alten, und nachdem ſie dieſe Ein-

ſicht einmal gewonnen hatte, kam die Phantaſie des Kindes der Großmutter zu Hülfe, ja, ſie überflügelte ſie bald, und die Klaaſſin ſelber hatte der Kleinen einen gefährlichen Anhalt geboten.

Katharina war noch nicht ſechs Jahre alt, als ſie mit der Großmutter an einem Weihnachts-Abende, wie immer, allein in der Stube ſaß. Wer es von den Dorfbewohnern nur irgend vermochte, hatte in der Woche irgend etwas zum Verkaufe nach Putzig auf den Markt gebracht, und Katharina hatte Dieſen und Jenen mit ſeiner kleinen dreilichtigen Pyramide oder mit einigen Aepfeln und Nüſſen nach Hauſe kommen ſehen, ſie an den Kieferbaum zu hängen, den der nahe Wald am Weihnachts-Abende liefern mußte. Zu Markte gehen hatte die Klaaſſin damals nicht mehr können, und zu verkaufen hatte ſie auch nichts gehabt, denn ihr ganzer Erwerb beſtand im Winter nur noch darin, daß ſie Wolle für die Hausfrauen in Hela ſpann und Strümpfe daraus ſtrickte; aber ſie war mit der Enkelin am Tage vor dem Feſte im Walde geweſen, Spreck und Fichtenzapfen zu leſen, und es brannte am heiligen Abende doch wenigſtens ein Feuer in dem Ofen, das die Stube erwärmte und erhellte.

War es der Schein dieser Flamme, was sie munter machte, waren es die Gespräche der Nachbarskinder, die vom heiligen Christ geredet hatten, genug, Katharina, die auf der Fußbank vor der Ofenthür saß, fragte plötzlich: Großmutter! wer ist der heilige Christ?

Das ist des lieben Herrgotts Sohn, antwortete die Alte, und dessen Geburtstag ist heute. Und alle Jahre an seinem Geburtstage kommt er aus dem Himmel wieder auf die Welt.

Und der wird Schulzens Christian seine neuen Stiefel bringen? fragte die Kleine weiter. Die Großmutter mußte es überhört haben oder an etwas Anderes denken, denn sie antwortete nicht, und das Kind fragte deshalb noch einmal: Bringt der heilige Christ blos dem Christian Stiefel? Geht er blos zum Schulzen?

Nein! er bringt allen Kindern etwas! und er geht in' jedes Haus, wenn die Kinder darin gut sind.

Die Kleine schwieg eine Weile. Warum kommt er denn nicht zu uns? ich bin ja gut! rief sie darauf mit lebhafter Ungeduld. Und mit dem Gefühl, daß ihr ein Unrecht geschehe, fügte sie hinzu: Die Mutter ist ja auch im Himmel, sie soll ihn schicken, ich will

auch Stiefel haben! — Und ganz gegen ihre Gewohnheit fing sie heftig zu weinen an.

Die Großmutter hatte im Stillen selbst an die Tage gedacht, in denen sie noch im eigenen Hause gesessen und ihr Mann für das einzige Kind die Aepfel und Nüsse vom Markte zurückgebracht hatte. Es war ihr schlecht um's Herz, und das Weinen des Kindes machte das noch ärger. Sie fühlte ihre Noth sehr bitter, und obschon sie jeden Winkel ihrer engen Stube übersehen konnte, obschon sie genau wußte, was darin und wie wenig darin zu finden war, blickte sie doch suchend umher, ob sich nichts entdecken lasse, das Kind zu beschwichtigen und ihm eine Freude zu machen. Dabei fiel ihr Auge auf einen kleinen Kiefernast, den sie aus dem Walde mitgenommen hatte. Oben an der Spitze saßen noch die grünen Nadeln, und schnell entschlossen stand sie auf.

Sei still, Katharina! Sei still! schrei nicht! dann kommt der heilige Christ nicht; denn er ist schon draußen und hört Dich weinen, sagte sie.

Die Kleine hielt betroffen inne. Sie blickte nach dem Fenster, blickte nach der Thür, ihr Weinen war damit vorüber. Es war eine Spannung über sie ge-

kommen, daß sie fragend und neugierig hoffend zur Großmutter hinaufsah. Diesem Ausdruck konnte die Großmutter nicht widerstehen. Sie nahm die Kleine an die Hand, führte sie hinaus und befahl ihr draußen, am Heerde in der Ecke ganz still zu sitzen, bis sie sie holen kommen werde. Dann ging sie in die Stube zurück, nahm den Kiefernast, klemmte ihn nahe am Ofen, zwischen den alten, zerspalteten Dielen fest, und wollte eben das Kind zurückrufen, um ihm den schnell erdachten Christbaum zu zeigen, als es ihr auf das Herz fiel, daß sie nicht das Geringste habe, es als Geschenk des heiligen Christes an den Baum zu hängen.

Sie blieb stehen, sie wußte nicht, was sie thun sollte. Sie ging an's Fenster, machte den Laden auf, es war ihr gewesen, als bewege sich draußen Jemand, aber es war Niemand da. Vorsichtig machte sie den Laden wieder zu und blieb noch einmal vor dem Kiefernzweige stehen, überlegend und zaudernd. Dann aber konnte sie ihrem eigenen Verlangen offenbar nicht mehr gebieten. Verstohlen, als fürchte sie sich selbst in ihrer Einsamkeit vor Zeugen, griff sie in ihre Brust und holte ein Säckchen daraus hervor, das ihr an einer Schnur am Halse hing. Mit bebender Hand, und

immer noch ängstlich um sich spähend, nahm sie ein Paar Gegenstände daraus hervor, hängte sie an die grünen Zweige, und als berausche der Anblick dieser Bescheerung sie selbst, schnitt sie ihr einziges Talglicht in drei Theile, befestigte diese an dem Baume, zündete sie an, und eilte dann selber vor Aufregung und Freude fast athemlos hinaus, das Kind zu seiner Weihnachtsbescheerung herbei zu holen.

Aus der tiefen Finsterniß der Küche trat Katharina in die Stube hinein und kannte sie kaum wieder. Das Ofenfeuer und die drei Lichtchen, so bescheiden ihre Helle war, blendeten die Kleine, daß es ihr wie Sonnenglanz erschien und es ihr vorkam, als schwimme Alles in Licht. Der Kiefernast mit seinen wenigen Nadeln wurde ihr zum Baume, und fast ohne zu verstehen was um sie vorging, sah sie eine Schnur dunkelrother Perlen und ein Paar große funkelnde Ohrringe an dem Baume glänzen. Sprachlos mit gefalteten Händen blieb sie davor stehen. Sie blickte sich um wo sie wäre, sie erkannte das Zimmer aber sie war dennoch wie von einem Wunder befangen. Sie rührte nichts an, sie fragte nichts. Da nahm endlich die Großmutter sie an die Hand und sagte: Sieh Dir's

an! Sieh Dir's recht an! Das hat Alles der heilige Chriſt gebracht!

Für mich? fragte die Kleine mit erwachender Beſitzesfreude.

Ja für Dich! Die rothen Korallen und die großen goldenen Ohrringe, das iſt Alles Dein! Das gehört Dir!

Mir? wiederholte Katharina und trat nahe an den Baum heran, die Händchen danach ausſtreckend.

Fort! fort! warnte die Großmutter, es iſt nur zum Anſehen, der heilige Chriſt nimmt's gleich mit fort.

Die Kleine wurde ſtill. Die Klaaſſin, die ſchon Beſorgniß über das Gethane zu fühlen begann, war froh daß ſie ſich beſchwichtigen ließ, und wollte ſie fortführen, ehe die Lichtſtümpfchen ganz zu Ende gebrannt waren. Da klammerte Katharina ſich an die Großmutter feſt, und mit einem Ausdruck der flehenden Bitte, dem nicht zu widerſtehen war, ſagte ſie: Nur anfaſſen!

Die Großmutter hob ſie in die Höhe, das Kind griff nach der Korallenſchnur, nach den Ohrringen, und ſein kleines Geſicht ſtrahlte dabei von ſolcher Freude, daß die Alte ihren Vorſatz vergeſſend, die

Kleine zur Erde niedersetzte, die Korallen und Ohrringe von ihrem Aste herunter nahm und sie ihr um den Hals und an den Ohren befestigte. Katharina regte sich nicht. Sie stand wie angenagelt an ihrem Platze, den Kopf steif in die Höhe gehoben, an dem die Ohrringe ihr wie eine schwere Last vorkamen, das Auge auf die Lichtchen und den Baum gerichtet. Nur auf die Perlenschnur, welche ihr da die Mutter sie getragen hatte natürlich zu weit war, und ihr auf die kleine Brust herunterreichte, blickte sie von Zeit zu Zeit hernieder, bis ihr mit Einem Male ein anderer Einfall kam und sie schnell und plötzlich nach der Thüre lief.

Die Großmutter hielt sie fest. Wohin? rief sie, indem sie ihr den Weg vertrat.

Zu den Andern! sagte die Kleine immer noch in dem Tone einer unbegreiflichen Freude.

Untersteh Dich! drohte die Alte, nahm dem Kinde schnell die Perlen vom Halse, die Ringe aus den Ohren und führte es wieder in die Küche hinaus, wo es wie vorhin im Winkel am Heerde niedersitzen mußte. Gleich darauf aber holte sie es wieder zurück, und als die Stubenthüre sich aufthat, war der Baum mit seinen

räthſelhaften Herrlichkeiten verſchwunden, die Lichtchen erloſchen, das Feuer ausgebrannt, die Ofenthüre zugemacht, nur die gewohnte Thranlampe brannte auf dem Tiſche; und geängſtigt durch den raſchen Wechſel der Eindrücke, ſchlich das Kind in die fernſte Ecke der Stube und blieb dort wortlos und ſcheu zuſammengekauert ſitzen.

Auch die Klaaſſin ſchwieg, ſie war unruhig in ihrem Herzen und wußte ſich nicht zu rathen. Sie hatte ein Geheimniß Preis gegeben, das ſie bis dahin ſorgfältig verborgen gehalten; nun ſann ſie darüber nach, wie ſie dieſe Unvorſichtigkeit gut machen ſollte. Die rothen Korallen und die großen goldenen Ohrringe hatte der Spanier ſeiner Verlobten geſchenkt. Die verſtorbene Katharina hatte ſie heilig und in Ehren gehalten als Andenken an den geliebten Mann, und oftmals das Verlangen ausgeſprochen, dieſe Stücke ihrem Kinde zu vererben, wenn es ein Mädchen ſein ſollte. Nach dieſem Wunſche hatte die Klaaſſin gehandelt. Weil ſie aber den Menſchen mißtraute und mit Recht fürchtete, man werde ihr in ihrer Armuth noch weniger zu Hülfe kommen, wenn man ſie noch im Beſitze von ſolchen verkäuflichen Werthſachen wiſſe, hatte ſie dieſelben bei

der Tochter Tode in der Absicht verborgen, daß kein lebendiges Wesen davon erfahren solle, bis Katharina's Kleine selbst die Ohrringe und die Korallen würde tragen können. Weder Krankheit noch Noth, so hart Beide an sie herangetreten waren, hatten die Klaassin vermocht, an diese Nachlassenschaft der Tochter zu tasten, deren Werth sie natürlich nach den Opfern abmaß, welche ihre Aufbewahrung ihr in all den Jahren gekostet hatte, und jetzt drängte die Sorge auf sie ein, daß ihre eigene Thorheit dieses Geheimniß einem Kinde verrathen habe, dessen unschuldige Schwatzhaftigkeit alle ihre Vorsicht zu Schanden machen konnte.

Bald sah sie wie der Schulz, der Vormund ihrer Enkelin, ihr die beiden Stücke als Eigenthum seines Mündels abnehmen kam, um sie an das Gericht auszuliefern, dann hörte sie wie der Gerichtsdiener ihr Vorwürfe machte, daß sie das Gericht betrogen und der Enkelin Sachen unterschlagen habe. Sie wußte freilich weshalb, und daß sie es nur zum Besten ihrer Enkelin gethan; aber wer würde ihr das glauben? Und wenn sie sich über alle diese bedrohlichen Möglichkeiten beruhigt hatte, so fiel es ihr schwer auf das Herz, daß sie eine alte schwache Frau und leicht zu

überwältigen sei, und der Gedanke an Diebe und an Mörder sträubte ihr das Haar auf dem Kopfe in die Höhe. Sie mußte ein Mittel finden, das Kind zum Schweigen über das Erlebte zu bringen; aber dazu war es nothwendig sich zu überzeugen, was es selber von dem Vorgange wußte oder dachte. Sie begriff ohnehin nicht, weshalb die Kleine in dem fernen Winkel sitzen blieb, weshalb sie gar nicht sprach. Sie stand daher auf, nahm aus der Schieblade des großen Tisches das Brod heraus, schnitt ein Stück zum Nachtessen für Katharina und rief sie heran, es ihr zu geben.

Das Kind kam. Aber so begierig es sonst um diese Stunde nach dem streng zugemessenen Abendbrode verlangte, dieses Mal ließ es das Brod liegen, und sich umblickend sagte es leise: meine Perlen, meine Ohrringe!

Die sind lange wieder fort! entgegnete die Großmutter.

Fort? wohin fort? fragte das Kind erschrocken.

Fortgenommen vom heiligen Christ! Er bringt sie nur alle Jahre einmal zum Ansehen und Anpassen. Aber wenn Du keiner Seele, keinem Menschen, auch dem Christian und der Barbe kein Wort davon sagst,

dann kommt der heilige Christ, wenn Du groß sein wirst, einmal am hellen Tage, daß Du ihn sehen kannst, und dann läßt er Dir die Ohrringe und die Perlen hier, und Du kannst sie alle Tage tragen und allen Menschen zeigen. Du mußt nur jetzt kein Sterbenswort davon reden. Du mußt nicht sagen, daß er hier gewesen ist, und daß er Dir den Baum gebracht hat mit den vielen Lichtern von da her, wo Dein Vater und Deine Mutter sind. Du mußt nichts sagen, hörst Du? Kein Wort zu keiner Seele!

Die Alte hatte sehr dringend gesprochen, die Kleine empfand das, und es machte ihr den ganzen Vorgang unheimlich. Aber mit jener Lust am Schaurigen und mit jenem Geist des forschenden Widerspruches, die in allen Kindern liegen, fragte sie plötzlich: Wenn ich's aber doch sage?

Die Klaassin erschrak vor dem Einfall, und ohne sich zu besinnen, rief sie die volksthümliche Vorstellung benutzend: dann geht's Dir schlecht! Dann kommt der Gottseibeiuns und dreht Dir den Hals um, daß Dir das Gesicht nach hinten steht, und macht Dir den Garaus!

Wie eine Lähmung fuhr es durch die Mienen und

die Glieder des Kindes. Es fragte nichts mehr, es sagte nichts mehr. Es nahm sein Brod, aß es auf und verlangte dann zu schlafen, und die Großmutter war froh, sich mit ihm niederzulegen und Alles weiteren Redens für das Erste überhoben zu sein.

In den nächsten Tagen sprach Katharina zwar von dem heiligen Christ, aber selbst gegen die Großmutter gedachte sie der Ohrringe und der Korallen nicht weiter, und die Alte fing an sich ihrer Sorgen zu entschlagen und ihres gefundenen Ausweges zu freuen. Indeß sie kannte die Natur der Kinder und das Wesen ihrer Enkelin vollends nicht. Je weniger die Kleine von dem Weihnachtsabende sprach, um so unaufhörlicher dachte sie daran, und je ferner der Abend der Zeit nach zurück trat, um so heller und wunderbarer gestaltete er sich in ihrem Innern. Sie glühte oft vor Verlangen den andern Kindern etwas davon zu erzählen, wenn diese einmal auf ihre Weihnachten zu reden kamen; aber die Furcht vor dem Gottseibeiuns hielt sie davon zurück, bis endlich an einem Abende die Klaassin ausgegangen war, einer Nachbarin die für sie gesponnene Wolle abzutragen. Es war schon dämmerig, als sie ihr Haus verließ und Katharinen

befahl, ruhig in der Stube zu bleiben bis sie wieder käme, was nicht lange dauern würde.

Indeß die Klaassin fand die Nachbarin nicht zu Hause; sie hatte die Paar Groschen für ihre Arbeit sehr nöthig und mußte also deren Rückkehr erwarten. Darüber wurde es völlig dunkel und die kleine Katharina stand zu Hause am Fenster und hauchte das Eis von den Scheiben herunter, um nach der Großmutter auszusehen. Als ihr das zu lange währte, schlich sie in die Küche hinaus und setzte sich in den Winkel am Heerde nieder, in welchem sie die Ankunft des heiligen Christes hatte erwarten müssen. Sie saß und saß ohne zu wissen weshalb. Mit einem Male kam ihr der Einfall, wenn sie jetzt hineingehe, so werde die ganze Bescherung, der Baum mit seinen Lichtchen und mit seinen Ringen und Perlen wieder da sein, und kaum war die Vorstellung in ihr aufgestiegen, als sie sich nach der Stube wandte und während es ihr vor Angst und Erwartung durch alle Glieder rieselte, leise und langsam die Stubenthüre öffnete. Sie blickte hinein, Alles war dunkel. Das überraschte und enttäuschte sie. Sie hatte geglaubt, was einmal geschehen sei, müsse auch jetzt geschehen, der Einsamkeit am Heerde

müſſe die Herrlichkeit im Zimmer nothwendig folgen. Sie wurde traurig, dann verdrießlich, zuletzt ungeduldig in der Finſterniß, und nun wollte ſie mit einem Male ihren Willen haben. Aber wie ſollte ſie es anfangen, den heiligen Chriſt zur Wiederkehr zu bewegen? Sie ſann und ſann; endlich kauerte ſie ſich auf der Ofenbank ganz klein zuſammen, und das Geſichtchen gegen den Winkel gepreßt, ſagte ſie leiſe bittend: Heiliger Chriſt! heiliger Chriſt! bring mir meinen hellen Baum und meine Perlen und meine Ohrringe wieder! Ich will auch artig ſein!

Kaum aber hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als ihr einfiel, daß die Großmutter ihr geſagt habe, wenn ſie jemals ein Wort von ihren Perlen und von ihren Ohrringen über ihre Lippen bringe, ſo werde der Gottſeibeiuns kommen und ihr den Hals umdrehen, daß ihr das Geſicht nach dem Rücken ſtehe und es aus mit ihr ſei. Sie zitterte am ganzen Leibe, ſie wagte kein Glied zu regen, ſich nicht umzuſchauen. Manchmal fuhr es ihr wie ein helles Licht an den Augen vorbei, dann glaubte ſie, der Baum ſtehe wieder in dem Zimmer und wollte ſich nach demſelben hinwenden, aber die Angſt den Gottſeibeiuns zu er-

blicken, hielt sie gebannt. Zusammengekauert und regungslos wie sie da saß, fühlte sie als ob eine schwere Hand auf ihrem kleinen Nacken läge, und sie schrie laut auf, als draußen an der Thüre sich etwas regte, als die Klaassin die Stubenthüre aufthat.

Bebend klammerte sie sich an die Großmutter an und konnte Anfangs auf deren Fragen keine Antwort geben. Dann aber, als die Lampe angezündet wurde, als die ungewöhnliche Unruhe des Kindes der Großmutter aufzufallen anfing, hatte Katharina sich schon besänftigt, und mitten aus der Verwirrung des Augenblickes dämmerte in ihr doch das Bewußtsein auf, daß der Gottseibeiuns nicht gekommen, daß sie noch am Leben sei, obschon sie von dem Baume und von den Ohrringen und von den Perlen geredet hatte. Die Großmutter hatte ihr also nicht die Wahrheit gesagt, hatte ihr nur etwas weiß gemacht. Sie konnte, das sah sie ein, doch von den Herrlichkeiten sprechen ohne daß ihr etwas Böses danach geschah, nur die Großmutter durfte es nicht hören. Diese Schlußfolgerung fuhr der Kleinen wie ein Lichtstrahl durch den Kopf und machte sie plötzlich so froh und munter, daß die Großmutter gar nicht wußte, was sie an dem Abende

von dem Kinde denken sollte. Nur das Eine fiel ihr auf, daß Katharina die ganze Nacht im Schlafe nicht aufhörte, von dem Weihnachtsbaum zu sprechen, was sie bis dahin niemals zuvor gethan hatte.

Viertes Kapitel.

Wenige Wochen ſpäter ging ein wunderliches Gerede durch das Dorf. Die Einen ſagten, die Klaaſſin ſei doch ein recht falſches Weib. Es ſcheine, als habe ſie nicht das Brod im Hauſe, und doch habe ſie noch eine ganze Schachtel voll Ringe und Ohrringe und Perlen von der Offiziers-Katharina im Kaſten. Sie müſſe auch mehr Geld beſitzen, als ſie ſehen zu laſſen für gut finde, denn ſie habe der kleinen Katharina einen Weihnachtsbaum aufgebaut, wie kein Wirth im Dorfe ihn ſeinen Kindern machen könne, und ſo mißgünſtig ſei die Alte, daß ſie nicht einmal einen anderen Menſchen gerufen habe, die Beſcheerung mit anzuſehen.

Der Schulz, zu deſſen Ohren das Gerede kam, nannte es dummes Zeug. Er ſelbſt hatte ſeiner Zeit den ganzen Nachlaß der Offiziers-Katharina durchge-

ſehen und nichts gefunden, als ein Paar Stück Wäſche, ein Paar gute ſeidene Tücher und einen Anzug, ſo daß das Vormundſchaftsgericht ſich gar nicht darum gekümmert und die Paar Sachen der Großmutter für das Kind gelaſſen hatte. Es ſei unmöglich, ſagte er, daß die Klaaſſin etwas beſitze, und es ſei unvernünftig auf das Geſchwätz eines Kindes hinzuhören oder gar etwas daraus zu machen. Die Klaaſſin werde der Kleinen, grade weil ſie ihr nichts zu ſchenken gehabt, etwas vorerzählt haben, und dieſe bilde ſich nun die Geſchichte ein, als wenn ſie wahr geweſen wäre. Die Alte habe das Kind ſogar ſchon für das dumme Geplauder beſtraft, und wer ſeine fünf geſunden Sinne habe, dürfe gar nicht davon reden.

Indeß ſo groß des Schulzen Einfluß ſonſt auch war, in dieſem Falle erreichte er nichts. Die Frauen von denen der ganze Handel ausging, blieben dabei, Katharina ſei zwar ein ſehr ſchwarzes häßliches Kind, aber ſie ſei ſehr klug, und was die geſehen und erlebt habe, das habe ſie geſehen und erlebt. Wenn die Klaaſſin wirklich nichts von der Tochter Sachen zurückbehalten und verheimlicht habe, ſo müſſe es freilich auf andere Weiſe zuſammenhängen, und recht getraut hätten ſie

der Alten seit Jahren nicht mehr. Schon seit Zeiten und Zeiten könne sie ja keinem Menschen recht in's Gesicht sehen, sie gehe auch mit Niemand mehr um, wie mit ihres Gleichen, und man könne nicht wissen, was die Offiziers-Katharina von ihrem Spanier für Künste gelernt und der Mutter hinterlassen hätte, die ohnehin, wie alle die Polnischen, mehr könnte, als nur Brod essen. Nachdem die Vorstellungen aber erst einmal diese Richtung genommen hatten, gab es für ihre Ausschweifung keine Grenze mehr. Bald hieß es, die Klaassin habe einen Schatz vergraben, von dem Gelde, das der Spanier hier im Lande gestohlen und das die Offiziers-Katharina dem Spanier abgenommen; dann wieder, die Alte habe einen Bund mit dem Bösen geschlossen, der ihr vielerlei Macht gebe. Ihre Enkelin selbst habe ja vor den Kindern von dem Gottseibeiuns gesprochen, der ihrer Großmutter und ihr habe den Hals umdrehen wollen; und je mehr man darüber nachdachte, desto bestimmter erinnerte sich Der und Jener im Dorfe, daß ihm immer etwas Schlimmes passirt war, wenn er einmal mit der Klaassin in Unfrieden zu thun gehabt. Man wußte nun woher das kam.

Der Schulz und der Schulmeister hatten vollauf

zu thun, es nur zu verhindern, daß die Leute sich deshalb an den Herrn Pastor nach Hela wandten. Aber sie konnten es Beide so oft sie wollten erklären, daß die Klaassin ihre Enkelin ja habe, wie früher alle ihre Kinder, ordentlich lutherisch taufen lassen, weil der Klaaß und auch die Katharina lutherisch gewesen wären; sie konnten bemerklich machen, daß die Großmutter das Kind fleißig zur Schule, zum Katechismus und zu allem Guten anhalte: es war gegen die Meinung, daß es mit der Alten nicht richtig sei, einmal nicht mehr aufzukommen, und diese selbst that auch nichts dazu, sich gegen diesen Glauben zu vertheidigen. Sie ging vielmehr den Menschen nur noch geflissentlicher aus dem Wege, sie hielt das Kind noch sorgsamer neben sich fest, und da die Leute eine gewisse Furcht vor ihr bekommen hatten und sich hüteten, ihr gradezu ein Verlangen abzuschlagen oder sie zu erzürnen, so befand sie sich im Grunde seit man in solcher Weise schlecht von ihr dachte, besser als zuvor.

Das ging ein Paar Jahre so hin. So lange die Klaassin nur einigermaßen bei Kräften blieb, brachte sie sich und die Enkelin redlich durch. Wie es aber den Menschen die schwer gearbeitet haben, oftmals

begegnet, so brach das sieche Alter plötzlich über sie mit einer Krankheit herein. Nicht, daß sie lange darniedergelegen hätte, es währte vielmehr nur ein Paar Tage, war nur was man im Lande einen Uebergang nennt. Aber sie konnte nach demselben nicht mehr fort. Sie blieb schwach auf den Füßen, das Athmen ging ihr oftmals aus, die Augen wollten allmählich auch nicht mehr vorhalten, und sie vermochte endlich gar nichts mehr zu thun, als in der Stube zu sitzen und zu spinnen, was sie denn auch that, von Tagesanbruch bis in die sinkende Nacht.

Grade diese Hinfälligkeit der Großmutter kam aber der kleinen Katharina zu Gute, denn sie machte sie geschickt und selbstständig, klug und achtsam weit vor der gewohnten Zeit. Sie lernte im Hause Alles besorgen, sobald ihre Hände Topf und Schüssel, Zuber und Besen regieren konnten. Sie ging mit den Großen in den Wald Sprockholz lesen, sie holte die Wolle von den Nachbarn zusammen, die etwas spinnen ließen, und brachte dafür die Paar Groschen oder die Nahrungsmittel in das Haus zurück, mit denen man die Arbeit bezahlte; und als sie endlich das Stricken erlernt hatte, half sie so wenig es auch eintrug selbst schon bei dem Erwerbe mit. Auch in

der Schule war Katharina unbedenklich das fähigste und fleißigste der Kinder, und die Klaaſſin hatte ein Mittel, ſie zum Lernen anzuſpornen, wenn das Kind ab und zu darin läſſig zu werden ſchien. Wenn Du nichts lernſt, wie willſt Du es denn Deiner Freundſchaft in die Fremde ſchreiben, daß es uns ſchlecht geht und daß ſie uns helfen kommen ſollen? brauchte ſie nur warnend zu ſagen, und mit dieſem Worte war von Katharinen Alles zu erlangen. Denn ſie wie die Großmutter lebte und webte in den wunderlichen trügeriſchen Hoffnungen, mit welchen dieſe die letzten Tage ihrer Tochter zu erheitern geſtrebt, mit denen ſie ihre Enkelin gewiegt hatte ſeit der Stunde ihrer Geburt.

Im Uebrigen gingen die Jahre ſtill dahin. Nachdem Katharina die Beſcheerung jenes Weihnachtsabends verrathen hatte, war keine zweite mehr erfolgt. Sie wußte es jetzt bereits auch ſelbſt, daß ihr nicht der heilige Chriſt die Perlen und die Ohrringe gebracht habe, ſondern daß die Großmutter ſie ihr aufgehoben, dazu noch ein rothſeidenes Tuch mit großen Blumen und eine ſchwarzſeidene breite Schürze, wie Niemand auf der Inſel ſie hatte.

Jeder dieſer Gegenſtände würde in jedem Hauſe

des Dorfes bewundernswerth erschienen sein; aber in der kahlen Wohnung der Klaassin, bei der Kümmerlichkeit ihres Lebens, bei der Dürftigkeit mit welcher sie und ihre Enkelin gekleidet waren, mußten jene Schmuck- und Kleidungsstücke dem Kinde gradezu wie märchenhafte Herrlichkeit erscheinen. Wie einen Talisman trug die Alte die Ohrringe und die Korallen in einem Säckchen auf der Brust, wie einen Schatz bewahrte sie das rothseidene Tuch und die schwarzseidene Schürze in der Seitenlade des großen buntbemalten Kastens, den sie einst als Hauptstück bei ihrer Hochzeit in die Wirthschaft gebracht und den sie sich bis hieher zu erhalten gewußt hatte, obschon er jetzt wenig mehr verschloß, als jene Paar Stücke aus der Tochter Nachlaß. Katharina reichte noch nicht viel über den Rand des großen Kastens hinaus, als ein Blick in denselben, als die Erlaubniß die Erbstücke anzusehen, schon hinreichten, sie zu jeder Leistung zu bestimmen und für Alles zu belohnen. Die Einbildungen mit denen die Großmutter sie nährte, gewannen daran einen Halt, und mitten in der Noth ihrer Gegenwart setzte sich auch in dem Kinde der unklare Glaube an eine besondere, an eine reiche und vornehme Zukunft fest und fester.

Wenn den andern Mädchen des Dorfes die geringste Kleinigkeit zum Schmucke wurde, oder wenn einmal eine vom Markte mitgebrachte Schnur von Glasperlen, und Ringe und Ohrgehänge von buntbemaltem Zinn die ganze kleine Mädchenschaar in Aufregung versetzten, so wandte Katharina sich geringschätzig davon ab. Sie hatte es zwar gelernt, ihrer Schätze nicht mehr prahlend zu erwähnen, indeß sie konnte bisweilen doch nicht die Bemerkung unterlassen, daß sie einmal ganz andere Dinge bekommen werde, wenn sie nur erst groß sei; solche Aeußerungen waren aber unter den Kindern nicht verloren. Sie stachen zu grell gegen Katharinens kaum nothdürftige Bekleidung ab.

Deine Mutter hat ja Sachen die Hülle und Fülle gehabt, sagte der Eine, wenn Katharina einmal recht elend in Kleidern war, warum giebt Dir die Großmutter nichts davon? — Sind die lumpige Jacke und der ausgewachsene Rock auch aus dem Sacke, in dem Deine Großmutter Dir Deine goldenen Ringe verwahrt? fragte eine Andere. Hat Dein Vater Dir die alte Schürze auch aus dem Kriege mitgebracht? höhnte gelegentlich ein Drittes. Und wurde Katharina ihnen in der Schule

vorangesetzt, oder wegen ihrer Fortschritte im Lesen und Schreiben belobt, so hörte sie hier und da wohl spottend sagen: Wenn Du auch durch die ganze Welt schreiben kannst, von Deines Vaters Freundschaft wirst Du Niemanden finden. Ein Zigeuner, ein Hexenmeister ist er gewesen, das sieht man Dir an Deiner Haut an, und von dem haben Deine Mutter und Deine Alte auch ihre Künste abgelernt.

Bis in ihr achtes, neuntes Jahr hatte Katharina alle diese Neckereien bald gleichgültig hingenommen, bald so gut sie konnte erwidert. Als sie aber älter ward, fingen sie an sie zu kränken, und sie begann die Gesellschaft ihrer Altersgenossen zu vermeiden. Sobald sie die Schule verließ, sonderte sie sich von den Andern ab, waren die Kinder bei ihren Spielen zusammen, so hielt sie sich mit wachsender Scheu von denselben fern, und weil sie auf diese Weise meist einsam war, blieb ihr eben nichts Weiteres übrig, als es sich auszumalen wie es einmal in ihrem Leben ganz anders und viel schöner sein werde, in der Zukunft, auf welche die Großmutter sie stets vertröstete. Da sie jedoch stets noch schlimmer verhöhnt ward, wenn sie von diesen Vorstellungen einmal etwas ver-

lauten ließ, so lernte sie früh ihre Gedanken verschweigen. Ein Kind aber, das mit seinen Sinnen nicht in der Gegenwart lebt, das ein bestimmtes fernes Ziel im Auge hat und sich gewöhnt, im Hinblick auf dieses Ziel zu schweigen, zu dulden und zu handeln, hört auf ein Kind zu sein, und findet keine Freunde unter seinen Genossen.

Katharinens Schweigsamkeit und Abgeschlossenheit galten im Dorfe für Verstocktheit und für Trägheit, aber sie kümmerte sich nicht darum. Die ungerechten Beschuldigungen, die vielfache Unbill, welche sie von Alt und Jung seit ihrer ersten Kindheit her erfahren müssen, hatten sie allmählich gleichgültig gemacht gegen den Widerwillen, den die Kinder gegen sie verriethen, und sie war früh dahin gekommen, ihn mit demselben kalten Trotze der Verachtung zu vergelten, der auch einen Hauptzug in dem Charakter ihrer Großmutter ausmachte und von dieser wesentlich genährt ward. Ein Band allein hielt die Kleine mit den Uebrigen zusammen: sie war ehrgeizig aus Stolz.

Sie hatte von der Natur eine leichte Auffassungsgabe erhalten und dabei die Anstelligkeit und Aufmerksamkeit geerbt, welche ihrer Mutter einst zu dem

Dienſt im Gaſthauſe und damit zu allem ihrem Glück verholfen hatten. Das machte den Schulmeiſter gleich bei ihrem Eintritt in die Schule aufmerkſam auf ſie, und ihr Gehorſam ſowohl als ihr Fleiß zeichneten ſie bald vor allen Schülern aus. Aber grade das verſchlimmerte ihre Lage den andern Kindern gegenüber. Sie konnten ſich nicht darein finden, Katharinen, die ihnen ein Gegenſtand des Spottes war, ſich als Beiſpiel vorgeſtellt zu ſehen, während das Lob, das ſie in der Schule erhielt, und das ſie als ein verdientes empfand, in ihr nur den ſtillen verſchloſſenen Hochmuth vermehrte, mit dem ſie ſich in jedem Betracht über ihre Genoſſen erhob. Ja, ſie hatte zuletzt ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, eine Art von wilder Freude darüber, daß man ſie nicht liebte. Vom Lehrer gelobt zu werden, that ihr darum doppelt wohl, weil ſie fühlte, daß es die Andern verdroß, und weil es ſie und die Großmutter in der Ueberzeugung beſtärkte, daß ſie etwas Beſſeres ſei als die Andern alle.

Nur ein Knabe im ganzen Dorfe, nur Chriſtian des Schulzen Sohn, hielt es mit Katharinen. Er war ein Paar Jahre älter als ſie, und es war ſchon die Rede davon, ihn in Jahr und Tag zum Paſtor

in die Kinderlehre zu senden, damit er nachher, wie er es verlangte, zur See gehen und die Welt kennen lernen möchte, ehe er sich in der Heimat an die Arbeit machte. Er war ein starker stämmiger Bursche, den der Vater gelegentlich schon zur Hülfe mit auf das Meer hinaus nahm, und weil sein Vater der vornehmste und reichste Mann im ganzen Dorfe, und er selbst der größte und stärkste unter den Knaben war, sah er es als sein Recht an, seinen Spielgenossen zu befehlen, bei denen er ohnehin als der Stärkste etwas galt.

Von Klein auf hatte er es nicht leiden können, wenn die Andern mit ihren Neckereien alle zusammen über das Eine Mädchen, über Katharina herfielen. Er hatte ihr zwar selbst gar oftmals etwas zu Leide gethan, aber es hatten dafür auch viele Andere, die ihr zu nahe getreten waren, seine Faust zu fühlen bekommen. Ihm galt es auch einerlei, daß sie ihn und die Andern in der Schule hinter sich zurückließ, er gönnte ihr all ihr Lob. Nur außer der Schule, nur in äußerer Geschicklichkeit sollte sie es ihm in nichts zuvorthun, und das Einzige, was ihn rasend machen konnte, war, wenn sie ihn in solchen Dingen übertraf.

Sein Ehrgeiz, ſein Zorn kannten dann keine Grenzen. Er ſchlug nach ihr mit einer wahren Wolluſt, er wünſchte ihr Blut zu ſehen. Sobald jedoch eine andere Hand als die ſeine ſich dabei gegen ſie erhob, ſchwanden ſein Grimm und ſeine Rachſucht dahin. Er wurde augenblicklich ihr Vertheidiger, er wandte ſich gegen diejenigen, die ihm Beiſtand leiſten wollten; aber Katharina wußte ihm das keinen Dank. Sie konnte ihn nicht leiden, und ſie mied ihn. War er doch faſt in allen Fällen die erſte Urſache des Streites, war er es doch, der ſie herausforderte ihn zu bewundern, ihm Beifall zu zollen bei den Spielen, die man unternahm. Und kam ſie dann herzu, damit er nicht meine, ſie habe Furcht vor ihm, konnte ſie ihn dann nicht bewundern wie er wollte, ſo ließ er ſie es bereuen, und ſie mußte es büßen, daß ſie gekommen war, daß ſie ihn nicht gefürchtet hatte, und ihre Abneigung gegen ihn fand darin nur neue Nahrung.

Fünftes Kapitel.

Eines Abends als der Sommer schon auf seiner Höhe war, hatten die Weiber von Heisternest bereits vielmal hinausgesehen auf das Meer, um nach den ausgegangenen Kähnen zu spähen; aber die Sonne neigte sich schon tief herab, ehe das erste Segel der heimkehrenden Fischer sich blicken ließ.

Kaum war es jedoch heraufgekommen in den Bereich, den das Sonnenlicht vergoldete, so tauchten auch ein zweites und ein drittes Segel empor, und es währte nicht lange, bis sich ein unruhiges Leben und Treiben am Ufer bewegte. Aus jeder Hütte kamen sie heraus, Weiber und Kinder, Alle voll Eifer, Alle voll Hast. Die Einen trugen Körbe herbei und Bütten, zum Ausheben des Fanges aus den Kähnen, Andere wetzten die Messer zum Aufreißen der Fische. Vor

den Häusern rüstete man die Schnüre zum Anhängen und Trocknen derselben, die Salzgefäße und das Reisig zum Pökeln und Räuchern der Bücklinge und Flundern wurden geholt, und zwischen dem Schaffen und Handtieren der Erwachsenen sonnten sich einige Säuglinge, wie Krabben umherkriechend, in dem weißen warmen Sande, trieben Knaben und Mädchen ihre Spiele am Meeresufer.

Es mochten ihrer zehn bis zwölf beisammen sein; lauter derbe, untersetzte Gestalten mit weißlich blondem Haar, mit blauen oder grauen Augen, die aus den sonnverbrannten rothen Gesichtern hell hervorsahen. Sie waren alle mehr oder weniger ärmlich gekleidet, und Knaben sowohl als Mädchen belustigten sich damit, so weit in das Meer hinein zu gehen, als es die hochaufgeschürzten Kleidungsstücke irgend zulassen wollten. Traf dann Diesen oder Jenen eine der leise heranwogenden kleinen Wellen, daß sie ihm die Kleider näßte und ihm kühl und erschreckend an den warmen Oberkörper herantrat, so war der aufathmende Schrei, so war das Gelächter der Uebrigen gleich ein neuer Anlaß zu neuer Lust und nur ein Antrieb, sich tiefer und

tiefer hineinzuwagen und immer neue Arten des Uebermuthes zu versuchen.

Nur Katharina hatte sich auch dieses Mal wieder von den Spielen der Andern abgesondert. Sie lag einsam da, auf dem Rücken eines umgelegten Kahnes, den man zum Kalfatern an das Land gezogen hatte, und sah, den Kopf auf den Arm gestützt, über die Spiele der Andern hinweg, weit in das Meer und in die Ferne hinaus.

Sie war damals nahezu vierzehn Jahre alt, aber sie war für dieses Alter ungewöhnlich groß und stark. Ihr rabenschwarzes dickes Haar war am Hinterkopfe in eine starke Flechte zusammengenestelt und spielte ihr in krausem Gelock um die breite niedrige Stirn und um die rothen Wangen. Wie ihr Haar die Ruhende von den übrigen Kindern unterschied, so thaten es noch mehr die Farbe ihrer dunkeln Haut, ihre ganze scharf ausgeprägte Gesichtsbildung und der ernste Ausdruck ihrer großen schwarzen Augen. Noch dürftiger bekleidet als ihre Genossen, trug sie einen ausgeblichenen Rock von streifigem Fries und eine Jacke von verwaschenem Kattun, der sie längst entwachsen war. Die schön geformten braunen Arme sahen weit daraus

hervor, ſie ſchloß ihr auch über die Bruſt nicht mehr zu, ſondern zeigte das grobe Hemd und den kräftigen Hals des Mädchens faſt bis zur Bruſt hinunter.

Niemand kümmerte ſich um ſie. Die Weiber waren mit ihren Vorrichtungen und mit dem Erwarten der Schiffe vollauf beſchäftigt, die Kinder in ihre Badeluſt und in ihre Spiele verſunken, bis des Schulzen Chriſtian, der herbeigekommen war, auf den Einfall gerieth, glatte Kieſelſteine flach auf das Waſſer zu werfen, um ſie im Anprall aufſpringen und weiterfliegen, und nochmals und nochmals anprallen und endlich verſinken zu ſehen. Augenblicklich waren ein Paar jüngere Knaben bei der Hand um es ihm wett zu machen. Da er aber Meiſter in ſeiner Kunſt und zugleich als der Größte, der Führer und Gebieter ſeiner Genoſſen war, ſo ſammelte ſich die ganze kleine Schaar bald um ihn allein, und jeder Wurf welcher ihm gelang, wurde mit Beifall und mit lautem Zuruf begrüßt. So oft er jedoch einen Kieſel geſchleudert hatte, und beſonders wenn der Stein ſeine Sprünge vier und fünf Mal bis weit hinaus in das Waſſer wiederholte, wandte er den Kopf nach der ruhenden Katharina um, die indeß gar nicht auf ihn und auf die Spiele Acht zu geben

ſchien. Endlich, als er es erreicht hatte, den Stein ſechs Mal aufprallen zu laſſen, und ſeine Zuſchauer aufjauchzten vor bewunderndem Vergnügen, konnte er ſeinem Verlangen auch den Beifall der Achtloſen zu ernten, offenbar nicht länger widerſtehen. Er drehte ſich nach ihr um und fragte: Kathrine, haſt Du's geſehen?

Was? entgegnete ſie, als habe ſie gar nichts von dem Treiben der Spielenden wahrgenommen.

Sechs Mal iſt er aufgeſprungen! rief der Knabe ſtolz und prahlend. Sie würdigte ihn keiner Antwort, ſondern legte ſich auf die beiden Arme geſtützt, nur noch bequemer hin, daß ein Künſtler in ihr das Vorbild für eine jugendliche Seejungfer hätte finden mögen. Solch eine Vorſtellung war aber für ihre Umgebung nicht vorhanden. Die Weiber ſahen nur ihre Trägheit, den Knaben verdroß ihre Gleichgültigkeit, und auf ſeinem Sinn und Rechte beſtehend, rief er: Sechs Mal hat noch Niemand von Euch geworfen!

Sie lachte. Das ärgerte den Knaben nur noch mehr. Wirf mir's nach! trotzte er herausfordernd, wirf mir's nach, wenn Du's kannſt!

Können? — Ich kann's wohl! Aber ich will nicht! ſagte ſie.

Das reizte den Buben auf das Aeußerſte. Du mußt wollen! drohte er, indem er an das Boot herantrat und den Arm nach ihr ausſtreckte.

Unterſteh Dich's! rief Katharina, ſprang ſchnell von der andern Seite herab und nahm ihrem Gegner ſo die Möglichkeit, ſie mit Gewalt hinunterzuziehen. Dann ging ſie mit raſchem Schritte an das Waſſer, hob einen der glatten feuchtglänzenden Kieſel aus dem Geröll am Ufer auf, bog den ſchlanken Oberkörper nach hinten zurück, und mit dem rechten Arme weit ausholend, ſchleuderte ſie den Stein mit ſolcher Kraft und Geſchicklichkeit hinaus, daß er immer und immer wieder auf dem Waſſerſpiegel anprallte und von demſelben aufflog, bis er ſich endlich erſt in weiteſter Ferne in den Wellen verlor.

Acht Mal! ſagte ſie, als der Stein verſunken war, und wollte mit der Läſſigkeit, welche ſie vor dem Wurfe gezeigt hatte, offenbar wieder auf ihren Platz zurück gehen; aber Chriſtian vertrat ihr den Weg. Sie blieb augenblicklich ſtehen, ſah ihn mit ihren ſchwarzen Augen feſt und höhniſch an, und ohne daß

ein Wort über ihre oder seine Lippen kam, schlug er mit der Faust nach ihr. Sie wich ihm mit geschickter Beugung aus, dann sprang sie geschmeidig und schnell in die Höhe, ihm einen Stoß gegen die Brust versetzend, daß er, der dies nicht erwartet haben mochte, erschrocken davor zurücktaumelte.

Damit aber hatte sie allen Kindern das Zeichen zum Angriff gegen sie gegeben. Ein Paar der Buben packten sie bei den Armen, die Mädchen warfen mit Sand und Steinen nach ihr, und zornglühend aber wortlos, strebte sie, bald sich ihrer Feinde zu erwehren, bald sich ihnen zu entziehen, als die Frau des Schulzen dazwischen trat.

Sie war eine große, stattliche Person. Mit fester Hand zog sie Katharinen aus dem Kreise ihrer Gegner hervor, gab ihr im Aerger einen derben Schlag, stieß sie von den übrigen Kindern fort und sagte: Scher' Dich nach Hause! Es ist, als ob der Satan los wäre, wo Du einmal dabei bist! Erst liegt sie da, faul und ausgestreckt wie ein Seehund, daß man nicht weiß, schläft sie oder wacht sie, und nachher geht das Prahlen und das Zanken los. Mach' fort! und nimm Dich in Acht, daß Du mir nicht wieder unter die Hände kommst!

— Und Du großer Schlingel, fuhr sie fort, indem sie ihren Sohn an den Arm faßte und heftig schüttelte, was hast Du mit ihr immer anzufangen? Laß sie laufen, oder Du bekommst selber etwas ab.

Der Schulzin Machtspruch brachte eine augenblickliche Stille hervor. Sie hatte im Dorfe viel zu bedeuten, und in diesem Falle waren die Frauen um so mehr auf ihrer Seite, weil der Schulz Katharinens Vormund war. Sie stimmten also eifrig in das Schelten gegen Katharina ein, die Kinder schlichen sammt und sonders fort, um aus dem Strafbereich ihrer Mütter zu kommen, nur Christian blieb mit geballter Faust auf seinem Platze stehen und starrte dem Mädchen nach, das ohne sich nach ihm umzuwenden seines Weges ging. Es war ihm schrecklich, daß Katharina sich entfernte ohne ihn zu verklagen, daß sie sich nicht vertheidigte. Nachgehen durfte und wollte er ihr nicht, denn seine Mutter stand daneben; zuzurufen wußte er ihr nichts, und so verharrte er regungslos in seinem Aerger, die Faust geballt, die Zähne zusammengebissen, und mit dem Blick an das Mädchen gebannt, bis es um die Ecke des ersten Hauses biegend sich seinem

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Auge entzog und das Landen des ersten Kahnes seinen Gedanken zugleich eine neue Wendung gab.

Schneller noch als die andern Knaben lief er nach dem Fahrzeuge hin, denn er konnte bei der Arbeit schon sein ansehnlich Theil verrichten, und während er neben den Männern beschäftigt war, das Boot an das Land zu ziehen, war Katharina zu Hause angekommen.

Ohne zu sprechen trat sie bei der Großmutter ein. Draußen war es noch hell und sonnig, aber über der Stube lagerte schon die Dämmerung, denn das kleine Fenster war fest geschlossen, und die blindgewordenen Scheiben ließen wenig Licht hineindringen. Eine schwüle dumpfe Luft kam dem heimkehrenden Mädchen entgegen, zahllose Fliegen summten unheimlich umher und zogen sich nach dem Fenster, noch des letzten Sonnenlichtes theilhaftig zu werden. Nur die Klaassin schien das Bedürfniß nach Licht und Luft nicht mehr zu fühlen. Sie saß auf der Bank am Ofen, wo es am dunkelsten war, und spann.

Katharina ging nach dem Tische am Fenster. Eine zerlesene Bibel deren Deckel es verrieth, wie vielen Geschlechtern sie gedient hatte, ein Katechismus, eine

Schiefertafel deren Holzrand abgebrochen war, und ein Strickzeug lagen darauf, und Katharina hatte das Letztere eben zur Hand genommen, als die Großmutter die Frage an sie richtete, ob sie nichts mitgebracht habe.

Nein, nichts! antwortete Katharina.

Sind sie denn noch nicht wieder zurück? fragte die Alte weiter.

Ja, sie sind eben gekommen.

Haben sie viel gefangen?

Sie waren noch nicht am Lande.

Warum gingst Du denn fort? sprach die Großmutter im Tone des Vorwurfs.

Die Schulzin hat mich geschlagen! sagte Katharina mit trockener Kürze.

Geschlagen? wiederholte die Greisin, indem sie selbst mit ihrer knöchernen Hand auf die Bank schlug. Warum denn nun schon wieder? setzte sie hinzu, und man hörte, wie ihre heisere Stimme zitterte.

Der Christian hat wieder mit mir angefangen! sagte das Mädchen, und Beide schwiegen darauf, als wäre darüber nichts weiter zu reden. Die Alte spann mit eifriger Hand die braune Wolle in starkem festem Faden von dem Rocken herunter, und Katharina strickte.

Jede von ihnen hielt ſich an ihre Arbeit. Man hörte nichts als das ſchnelle Schnurren des Rades und das Anſchlagen von Katharinens Stricknadeln an den Tiſch. Das Alter und die Kindheit, welche ſonſt beide zu plaudern lieben, machten hier eine Ausnahme von dieſer Regel. Die Alte war eben eine beſondere Frau und Katharina ein beſonderes Kind.

Als es völlig dunkel geworden war, ſchob die Klaaſſin ihr Spinnrad in die Ecke und ging hinkend nach dem Tiſche, aus deſſen Schieblade ſie das Brod herausnahm. In dem Augenblicke klopfte es draußen an das Fenſter. Die Alte fragte, wer da wäre. Katharina ſah hinaus, es war des Schulzen Sohn.

Ich bringe was! Komm heraus! rief er. Weder das Mädchen noch die Alte achteten darauf, und er ſah ſich genöthigt noch einmal zu klopfen. Als auch dies nicht half, trat er in die Hausthür und rief ſeine Botſchaft in das Haus hinein. Aber Niemand rührte ſich, ihm abzunehmen was er brachte.

Sag' Deiner Mutter, rief die Klaaſſin ihm durch die offene Stubenthüre zu, kein ordentlicher Hund nimmt ein Stück Brod von dem, der ihn geprügelt hat, und wir ſind Eure Hunde nicht!

Der Bube blieb unentſchloſſen ſtehen. Komm doch heraus, Kathrine! ſagte er endlich bittend, ich will Dir nur was ſagen! — Der Ton klang ſehr verſöhnlich. Geh hören, was er will! befahl die Großmutter, und Katharina gehorchte.

Als ſie heraus kam, ſtand Chriſtian noch immer auf dem alten Flecke. Er hielt ein Bund friſch gefangener und ausgenommener Dorſche in der einen, einen kleinen Teller mit Salz in der andern Hand, und kaum erblickte er das Mädchen, als er es ihr mit den Worten hinreichte: Die Mutter läßt Deine Großmutter grüßen. Sage ihr, daß ſie's nehmen ſoll, Ihr habt ja ſonſt nichts!

Bring es ſelber hinein und richte es ſelber aus! verſetzte Katharina ohne ihn anzuſehen. Der Bube beſann ſich einen Augenblick, dann ging er mit ſichtlicher Ueberwindung zu der Klaaſſin hinein, und kam ſchnell ohne die Fiſche und ohne das Salz wieder vor das Haus zurück. Er hätte nun ſeiner Wege können, denn Katharina ſaß, ein Stück Brod eſſend, auf einem Kiefernſtubben der vor dem Hauſe lag, und that als ſähe ſie ihn nicht. Er trat aber zu ihr heran und blieb vor ihr ſtehen.

Was ſtehſt Du hier? fragte ſie ihn unwirſch.

Er wußte ihr nichts zu antworten. Mit einem Male faßte er in die Taſche ſeiner Hoſen, zog ein großes Stück Bernſtein daraus hervor, und es ihr heimlich hinhaltend, ſagte er: Sieh her, was ich vorige Woche gefunden habe, willſt Du es haben?

Geſtohlenes Gut! verſetzte ſie ſpottend; denn das Sammeln des Bernſteins iſt ein Regal der Krone, und wer ihn findet, iſt gehalten ihn den Pächtern derſelben abzuliefern.

So ein Stück behält Jeder! Es iſt auch nur brauner, es iſt nur ſchlechter! entſchuldigte ſich Chriſtian.

Ich behalte nichts, wenn ich etwas finde! Und wenn er ſchlecht iſt, was ſoll ich dann damit? meinte das Mädchen.

Chriſtian wußte ſich nicht zu helfen, nicht zu rathen. Er hätte es ihr ſo gern geſagt, daß es ihm leid thue, ſie geſchlagen zu haben, er wußte es nur nicht anzufangen; er begriff auch, daß es ſie ärgern mußte, wenn man ihr ihre Kränkung abkaufen wollte, und um ſich nach irgend einer Seite Bahn zu machen, ſagte er: Ich brachte die Fiſche, weil wir Deiner Alten nicht

trauten! weil wir Angſt hatten, daß ſie mir etwas anwünſchen könne!

So ungeſchickt und unvernünftig dieſe Rede war, ſo beſänftigte ſie das Mädchen offenbar. Wenn die Großmutter wünſchen könnte, ſagte Katharina, ſo wären wir nicht hier und nicht ſo arm! Sie brach aber plötzlich ab und ſtand auf, da ſie ihr Brod aufgegeſſen hatte, um in das Haus zurückzukehren. Als ſie ſich von ihm wandte, hielt der Bube ſie an der Schürze zurück: Vertrag Dich doch mit mir! bat er verlegen.

Du fängſt ja immer mit mir an! entgegnete Katharina.

Ja! ſagte er, ich weiß nicht, ich muß immer!

So geh mir aus dem Wege! meinte ſie, ich bin froh, wenn ich Dich nicht ſehe.

Er nahm ſie bei dem Arm. Thu's nicht! ſagte er.

Was? rief das Mädchen, das ſichtlich ungeduldig wurde.

Daß Du mich nicht ſehen kannſt! ſagte er, und fügte dann mit einer ihm völlig fremden Schnelligkeit hinzu: Sieh her! das iſt mein Heckpfennig, der kommt von meinem Großvater. Mein Vater hat ihn auch gehabt. Nimm Du ihn!

Sie wies das kleine Geldſtück mit der Hand zurück. Das brachte ihn außer ſich, und mit einem Tone, der zwiſchen Zorn und Rührung ſchwankte, ſtieß er die Worte hervor: Siehſt Du, Kathrine! Wenn Dir irgend Einer noch einmal etwas thut, ſo ſchlage ich ihn todt! Und ohne eine Antwort abzuwarten, lief er wie gejagt davon.

Sechstes Kapitel.

Christian hielt Wort und hielt Ruhe. Die Andern bemerkten das. Sie schoben sein verändertes Betragen gegen Katharina auf die Drohung seiner Mutter und neckten ihn damit. Das verdroß ihn, und da er selbst keinen Grund anzugeben wußte für den Frieden, den er mit dem Mädchen geschlossen hatte, sagte er eines Tages, sei es aus Verlegenheit oder mit der halbbewußten Absicht, ihr auch vor den Andern Ruhe zu verschaffen, daß er mit ihr nichts mehr zu thun haben wolle, weil der alten Hexe, der Klaassin, doch nicht zu trauen sei.

Das brachte innerhalb Jahr und Tag eine für Katharina sehr vortheilhafte Wirkung hervor. Seit Christian sie nicht mehr angriff, sie gehen ließ, kümmerten sich auch die Uebrigen nicht mehr um sie, und

es kam noch ein Ereigniß dazu, Katharinen von dem Verkehr mit ihnen zu entfernen.

Der alte Mathes, der bis dahin im Sommer die kleine Schafheerde der Fischer zur Weide in den Wald geführt hatte, starb plötzlich in einer Nacht. Am Morgen wußte man also nicht gleich, wer nun die Schafe hinausbringen solle. Von den rüstigen Männern und Frauen hatte Niemand die Zeit dazu. Von den Alten war Keiner recht dazu gemacht, von den Kindern schien das eine zu wild, das andere zu achtlos, sie durften auch bei Strafe die Schule nicht versäumen, und da man sich nicht anders zu helfen wußte, machte der Schulz den Vorschlag, Katharinen wenigstens für die ersten Paar Tage die Heerde anzuvertrauen. Auf ihre Achtsamkeit konnte man sich verlassen, stricken konnte sie im Walde so gut als bei der Großmutter, sie bei dem Schulmeister zu entschuldigen, der selbst zwei Schafe fortzuschicken hatte, nahm der Schulz auf sich, und zuletzt that man ja ein gutes Werk, wenn man der Klaassin und ihrer Enkelin einen kleinen Verdienst zuwandte.

Man ließ also Katharinen kommen, und der Schulz schickte sie nach der Schlafstelle des alten Mathes, sich dessen Stab und Hund zu holen. Es war heller Tag

als sie in die Kammer trat, in der der Alte gestorben war. Er lag noch ruhig im Bette wie man ihn am Morgen gefunden hatte. Sein schwarzgraues Haar bedeckte ihm die Stirn wie sonst, sein stacheliger Bart umgab die Wangen, die nicht bläßer und nicht eingefallener schienen als vorher. Nur die Augen hatte er geschlossen und die Hände gefaltet, und Katharina fand, daß er viel besser und zufriedener aussah, als in all den Jahren, in denen sie sich seiner zu erinnern wußte. Sie hatte noch keinen Todten so nahe gesehen, sich noch keinem Todten allein gegenüber gefunden, und sie konnte nicht glauben, daß Mathes, der so unverändert dalag, wirklich ein Gestorbener sei. Noch am Abend vorher war er bei der Großmutter vorgesprochen und hatte ihr ein Paar Hände voll Kienäpfel aus seiner Tasche gegeben. Noch vor ein Paar Tagen war Katharina, wie sie oftmals that, bei ihm im Walde gewesen, und er hatte ihr wieder die Geschichte von dem Seegespenst erzählt, das immer Unglück bringt, wenn es einem in der Nacht erscheint, und demjenigen großes Glück verkündigt, der es am hellen Mittag sieht. Er hatte auch seinen Hund, ihren Liebling, vor ihr seine Klugheit und Geschicklichkeit zeigen lassen, und ihr ge-

ſagt, was ſie ſchon ſo oft gehört: wenn man ihm Wagen und Pferde geben wollte, ſo würde er den Pinor dagegen nicht vertauſchen. Denn Wagen und Pferde koſteten Geld zu unterhalten, und ſein Hund helfe ihm ſein Brod verdienen. Und nun lag der Alte da, und der Pinor ſaß vor ſeinem Bette, blickte den Geſtorbenen an und blickte Katharinen an, und nahm einen Anſatz als wolle er dem Mathes auf das Bett ſpringen, blieb dann aber ſitzen und ließ die Ohren hangen, ſo traurig, ſo muthlos, daß Katharina nicht über den Mathes weinte, denn der ſah ſehr zufrieden auf ſeinem Lager aus, ſondern über den Pinor, der nun keinen Herrn mehr hatte auf der weiten Welt.

Sie hatte Scheu des Mathes Stab zu nehmen und ſeinem Hunde zu ſagen, daß er mit ihr gehen ſolle. Es war ihr, als würde der Mathes das nicht leiden, und doch mußte ſie thun wie der Schulz ihr geheißen hatte, doch mußte ſie fort, weil man auf ſie wartete. Mit einem Male neigte ſie ſich zu dem Todten hinunter und fragte ganz leiſe: Mathes! kann ich den Stock nehmen? Mathes! fuhr ſie fort, ich ſoll Seine Schaafe hinausbringen, kann der Pinor mit gehen?

Da Alles still blieb, bemächtigte sich eine furchtbare Angst des Mädchens. Mathes! rief sie lauter, aber mit zitternder Stimme, sag' Er dem Pinor, daß er mit mir soll, ich muß gehen! — Und als habe der Hund sie verstanden und als wolle er ihr seine Bereitwilligkeit zeigen, trat er wedelnd an sie heran, ging dann nach der Thüre, die offen stand, blieb stehen und blickte sie an, als wolle er sie auffordern, ihm zu folgen. Das machte ihr wieder Muth. Sie faßte sich ein Herz und holte den Stab des Alten aus der Ecke herbei. Dann trat sie noch einmal an das Lager, betrachtete den Todten mit Verwunderung und mit Rührung, und verließ die Kammer, die Thüre behutsam hinter sich zuziehend, daß nichts Ungehöriges hineindringe.

Pinor ging ihr voran. Er schien zu begreifen, daß er jetzt nicht nur für die Heerde sondern auch für den neuen Hirten einzustehen habe. Vor jedem Hause, in dem man Schafe hatte, blieb er stehen und bellte, sprang dann an Katharinen empor, wenn man die Thiere herausgelassen hatte, und wäre das Mädchen auch nicht dabei gewesen, er hätte sein Amt als Hirt allein zu verrichten gewußt.

Mit einer Menge guter Lehren und dringender Er-

mahnungen von dem Schulzen und von den andern Wirthen wurde Katharina entlassen, und voller Freude zog sie an dem Hause der Großmutter vorüber, mit Pinor hinter der Heerde von einigen zwanzig Schafen, aus dem Dorfe hinaus.

Die Sonne schien heiß herab auf die Düne, der weißlich gelbe Sand glänzte wie Metall unter ihrem Lichte, und das Meer erschien daneben noch blauer als der schönfarbige Augusthimmel über Katharinens Haupte. Die Großmutter hatte ihr ein altes Tuch über den Kopf gebunden, sie gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, in ihrer Schürze trug sie ihr Strickzeug, ein Stück Brod und gedörrte Fische, welche die Schulzin ihr mitgegeben, am Arm einen Krug voll Wasser, den Stab des alten Hirten in der Hand, und es war ihr zu Muthe, als ob sie aufbräche zu einer weiten Reise in ein fremdes Land.

Es schien ihr als sei sie kein Kind mehr, seit man ihr die Aufsicht über diese Thiere anvertraut hatte, und alle Unbill, alle Demüthigungen, welche sie bisher von ihres Gleichen erdulden müssen, schwanden in nichts zusammen, so stolz war sie darauf, die Heerde zu führen. Sie hatte dieselbe alltäglich an sich vorübertreiben, sie

oftmals im Walde weiden ſehen und ſich nicht ſonderlich um die Thiere gekümmert. Heute war jedes der Schafe ihr ein Gegenſtand der Neugier und der Bewunderung. Sie beneidete den Hund, der die ganze Heerde ſo ſchnell zu umkreiſen vermochte, ſie hätte mit ihm laufen mögen, um ſie von allen Seiten zu ſehen und wieder zu ſehen; aber der Gedanke, daß ſie es ſo gut ſie konnte, dem Mathes nachthun müſſe, der immer langſam und ernſthaft hinter ſeiner Heerde einhergeſchritten war, hielt ſie in Schranken und an ihrem Poſten feſt.

Es iſt nicht weit vom Dorfe nach dem Walde, und es mochte Mittag ſein, als ſie ihn betrat. Sie war gar oftmals in demſelben geweſen und auch hier und da ein tüchtig Ende hineingekommen, aber heute ging es ihr mit dem Walde, wie an jenem unvergeßlichen Weihnachtsabende mit der kleinen Stube ihrer Großmutter: ſie erkannte das Altbekannte nicht wieder. Damals war ſie aus der Dunkelheit in's Licht getreten, heute befand ſie ſich zum erſten Male in ihrem Leben ganz allein im Walde, und er kam ihr wie verzaubert vor; denn die Natur hat ihre Wunder und Geheimniſſe am hohen Mittag ſo gut wie um die Mitternacht.

Wer auf der Düne einen Wald zu finden erwartet mit hohen, ſchlanken, regelmäßig gewachſenen Stämmen, der würde ſich getäuſcht fühlen. Die Bäume ſind nicht ſonderlich hoch, ſind zum Theil grillenhaft gewachſen, wie das Knieholz auf den hohen Bergen, aber die Kiefern ſtehen dicht zuſammen, erſtrecken ſich Stunden weit in die Länge, und für Katharina, die nie andere Bäume geſehen als dieſe, hatte die ärmliche Waldung heute allen Zauber und alle Majeſtät eines Urwaldes. Die Kiefernſtämme, über denen ſich das grüne Dach ihrer Zweige wölbte, ſahen wie röthliche Säulen aus, und ſtachen ſchön ab gegen das dunkle Grün der Nadeln, deren dichte Bündel an den verkrüppelten Zweigen tief zur Erde herunterhingen. Der dichte, feinblättrige Strauch der Heidelbeere bedeckte den ganzen Boden. Gleich violetten Perlen tauchten die reifen Früchte aus den glänzend grünen krauſen Blättern hervor. Hier und da ſchaukelten eine dunkelrothe Federnelke, eine blaue Glockenblume auf ihrem zarten Stengel das feine Köpfchen. Große ſchönblättrige Farrenkräuter und kleine goldgelbe Pilze wuchſen in Gruppen aus dem dichten Mooſe am Fuße der Bäume aus den Wurzeln hervor, während andere weiß-

haarige Moose wie kleine Fahnen von den Aesten niederhingen. Hier und da flog ein Schmetterling, summte eine Biene, huschte eine Libelle durch die Stille hin, während warmer kräftigduftender Harzgeruch und sanftes Vogelsingen um sie her den weiten Wald erfüllten.

Eine Strecke zwischen den Bäumen hinein ist eine kleine Aufwellung des Bodens. Die Kinder in den Dörfern nennen es den Berg. Nach diesem Berge leitete Pinor die Heerde hin, und Katharina folgte ihm willig. Sie hatte den Mathes dort oftmals sitzen sehen und war wohl auch mit den Andern bei ihm stehen geblieben, wenn sie mit einem Bündel Reisig, oder vom Beeren- und Pilzelesen aus dem Walde gekommen war; heute jedoch sah Alles ganz anders aus als sonst. Sie fürchtete immer, daß es verschwinden werde, wie die Herrlichkeiten an jenem schönen Weihnachtsabende. Am meisten verändert kam sie sich aber selbst vor. Es schien ihr als habe sie alle Hände voll zu thun, und doch wußte sie nicht, was sie anfangen sollte. Sie wollte stricken, dazu hatte es indessen noch lange Zeit, sie wollte ihr Mittagbrod verzehren, aber es hungerte sie nicht, und rund umher wuchsen

der Beeren so viele, daß es ihr thöricht dünkte Brod zu essen, wenn sie sich an Früchten sättigen konnte. Kaum jedoch hatte sie mit kindlicher Gier sich an das Beerenlesen gemacht, als es ihr einfiel, daß sie dabei nicht genug auf die Schafe achten könne, und voll Besorgniß gab sie die Beeren auf, um nachzuzählen ob keines ihrer Thiere sich verlaufen hätte. Im Zählen fing sie erst recht an, die einzelnen Stücke zu besehen. Die großen Schafe mit ihren geduldigen Mienen, die Lämmer mit ihren dummen Sprüngen, die meist ihr Ziel verfehlten, selbst der Bock, der mit seinen um die Ohren gewundenen Hörnern so ernsthaft aussah, daß er ihr Respekt einflößte wie ein großer Mensch, Alles war ihr heute neu. Sie betrachtete es mit einer Freude, als hätte man ihr die ganze Heerde geschenkt, und als sie sich endlich müde von dem Hin- und Herlaufen auf den Boden niederließ, als Piner mit der Erkenntniß, daß er jetzt zu ihr gehöre, sich dicht neben ihr hinsetzte, da faßte sie den Hund mit beiden Armen um den Hals und küßte ihn zärtlich, und es war seit ihrer frühesten Kindheit, als sie noch auf dem Schooße der Großmutter gesessen, wieder das erste Mal daß sie ein Geschöpf mit solcher Freude an sich drückte.

Weil sie so froh war, wollte sie auch doppelt ihre Schuldigkeit thun. Sie nahm ihr Strickzeug vor und fing zu arbeiten an, aber es ging ihr nicht wie sonst von der Hand. Bald sah sie nach dem Hunde, wie der so behaglich mit dem Schweife wedelte, als sei es ihm auch wohl in der duftigen Wärme, und wie komisch er nach Fliegen und Käfern schnappen konnte. Bald erstaunte sie darüber, wie klug er die kleine Heerde zusammenzuhalten wußte; und wie böse er wurde, wenn Eines weiter fort ging, als er es für passend und erlaubt hielt. Mit raschen Sätzen, so laut und heftig bellend, daß es wie Zanken und wie Schelten klang, sprang er den ungehorsamen Thieren nach, und Katharina wunderte sich darüber, daß die großen Schafe es sich still gefallen ließen, wenn der kleine Pinor an ihnen in die Höhe sprang, um sie strafend an den Ohren zu zausen.

Das hat ihn Alles der Mathes gelehrt! dachte sie, und sich zu dem klugen Thiere wendend, fragte sie plötzlich ohne recht zu wissen wie sie dazu kam: Pinor! wo ist denn Dein Mathes?

Ein klägliches Winseln, ein unruhiges Hin- und Herlaufen waren des armen Hundes Antwort darauf.

Er eilte davon, als wolle er den Weg nach Hause nehmen; kaum aber war er ein Ende entfernt, so kam er erschrocken wieder zurück, umkreis'te mehrmals in schnellem Lauf die Heerde, zu sehen ob er auch nichts versäumt habe, legte dann noch einmal eine Strecke Weges in der Richtung des Dorfes zurück, blieb dort stehen und bellte laut, als mache er einen Versuch seinen Herrn herbeizurufen, und als dieser gescheitert war, kam er langsam mit hangenden Ohren, mit gesenktem Schweife zu dem Mädchen zurück und legte sich wie vorher still neben ihm auf den Boden hin.

Katharina hatte großes Mitleid mit ihm, mehr noch als am Morgen. Sie fuhr ihm streichelnd mit der Hand über seinen schwarzen Kopf, sie besah seine Ohren und deren gelbe Spitzen, sie hielt seine lange Schnauze eine Weile fest. Er ließ sich Alles gefallen, und als sie ihn frei gab, legte er den Kopf auf ihre Kniee.

Bleib nur bei mir! Ich will Dir auch Etwas abgeben! sagte sie, indem sie ihm ein Stück von ihrem Brode hinreichte. Der Hund leckte ihr dankbar die Hände und das Gesicht. Dann erst nahm er das Futter an, und Katharina gab ihm von dem Brode, so lange er noch Etwas nehmen mochte. Damit war der Bund

zwiſchen ihnen völlig geſchloſſen, und ſie dachte, der Mathes habe ganz Recht gehabt, daß er den Pinor nicht für Wagen und Pferde weggeben gewollt; ſie hätte es auch nicht gethan!

Am Abende als es Zeit zur Heimkehr war, fing er ganz von ſelbſt an, die Schafe zuſammen zu jagen. Er geleitete ſie faſt ohne des Mädchens Zuthun zur Tränke an den Brunnen vor dem Dorfe, er half ihr, ſie in die verſchiedenen Ställe zu bringen; dann aber verließ er Katharinen, eilte nach dem Hauſe, in dem ſich noch die Leiche des Mathes befand, und blieb da heulend und winſelnd vor der Thüre liegen, ohne ſich durch die Fußtritte und Peitſchenhiebe der Bewohner forttreiben zu laſſen, die den nächtlichen Störer los ſein wollten.

Siebentes Kapitel.

Katharina hatte am ersten Tage ihres Hirtendienstes ihr Amt so gut versehen, daß man es ihr auch für den folgenden Tag überließ. Mehr aber verlangte sie nicht. Die Freude wieder in den Wald zu gehen, die Schafe und Pinor von früh bis spät für sich allein zu haben, machte sie erwachen sobald der Morgen dämmerte, und als es Tag war, stellte auch Pinor sich wieder ein, sie mit lautem rufendem Bellen zum Aufbruch abzuholen.

Leichten Herzens schied Katharina von ihrer Wohnung. Sie wußte daß man der Großmutter zu essen bringen würde, sie versprach fleißig zu stricken wie am verwichenen Tage, und heute, wo sie den Wald schon in der Frische des Morgens betrat, wo alle Moose vom Thaue glänzten und die hellen Tropfen

wie funkelnde Steine an den Nadeln zitterten, heute meinte sie erst recht zu begreifen, welch ein Glück ihr zu Theil geworden sei. Je wärmer die Sonne hinaufstieg, je weiter drang Katharina mit ihrer Heerde in dem Walde vor, der mehr als zwei Meilen lang sich zwischen den Dörfern und der Stadt Hela hinstreckt.

An dem schmalsten Punkte der Düne reicht der Wald auf beiden Seiten fast an das Meer; hier ließ Katharina ihre Heerde heute weiden. Gestern hatte sie sich des Alleinseins und der Stille gefreut, heute fing sie an nach einer Beschäftigung, nach einem Spiele zu suchen, und es war der Hund, der sie dazu verleitete. Er sprang wie gestern den Schmetterlingen nach, das trieb sie an das Gleiche zu thun, und weiter und weiter fortgelockt, näherte sie sich, als schon die Hitze fühlbar wurde, dem Ausgange des Waldes, so daß sie mitten aus dem Baumesschatten plötzlich die helle Düne und das Meer vor sich erblickte.

Das Leuchten des Ufersandes, das Funkeln und Glitzern des stillen Wassers, das Strahlen der Sonne blendeten sie, daß sie die Augen davor schließen mußte. Sie dachte, so werde es wohl in dem heißen Lande aussehen, aus dem ihr Vater hergekommen war; ja,

es kam ihr vor als sei sie nun in demselben, und als werde sie nun auch wohl bald die Schlösser und die Städte sehen, die dort liegen sollten. Aber kaum hatte sich diese Vorstellung in ihr geregt, als sie erschrocken zusammenfuhr. Fern von ihr, aber deutlicher und deutlicher tauchte es über dem Meere aus den Wolken hervor, ein Land, das sie bisher noch nie erblickt hatte. Große Bäume, hoch und breit, wie es keine auf der Halbinsel gab, Häuser und Thürme auf einer grünen Höhe, und darunter ein weites Wasser, fast so groß wie das Meer, in dem die ganze fremde Welt sich spiegelte. Sie wußte nicht was sie sah, sie wußte nicht was sie denken sollte, sie starrte das Räthsel, das Wunder an, und während sie noch so lautlos und regungslos dastand, verschwand Alles wieder vor ihren Blicken, und über der weiten stillen Meeresfläche breitete sich das helle Himmelsgewölbe aus, wie immer zuvor.

Dem Mädchen war es, als werde sie und die Insel nun auch verschwinden. Verwunderung und Furcht, Freude und Traurigkeit bedrängten sie auf einmal, daß sie nicht wußte, wie ihr geschah. Sie hatte von den Fischern oft gehört, wie der Matrose im

Mastkorb das Land anruft, wenn man sich demselben nähert. Sie hielt beide Hände vor den Mund, den Ton zu verstärken, und schrie so laut sie konnte: Land! Land! Land!

Aber es blieb Alles todt auf dem Meere wie in der Luft, nicht einmal ein Wiederhall ließ sich vernehmen. Nur Pinor's Bellen gab ihr Antwort auf ihren sehnsuchtsvollen Ruf, und mit starrem Auge sah sie in die Ferne, bis der Leuchtthurm von Hela ihre Aufmerksamkeit an sich zog und ihren verworrenen Gedanken zu einem festen Verlangen verhalf. Sie mußte nach der Stadt, sie mußte den Leuchtthurm besteigen, von dem man so weit hinausschauen konnte in das Meer; von dem Leuchtthurme aus war sie sicher, das Land ihres Vaters wieder zu erblicken, nach dem hinzukommen sie sich jetzt nur noch fester versichert hielt.

Eine unbestimmte Unruhe, eine Angst, als habe sie Böses gethan, lagen über ihr und verdarben ihr den Tag. Sie dachte immer an die Großmutter, der sie es erzählen wollte, und überlegte dann wieder, ob sie das wagen dürfe, und ob sie von ihrem Vorsatz nach dem Leuchtthurm zu gehen, Etwas verrathen solle. Die Schafe mochten weiden wo sie wollten, Pinor gab

Acht auf sie, aber selbst Pinor mußte alle seine Künste anwenden, das Mädchen von ihrem Träumen und Brüten abzuziehen, und sie merkte es am Abende kaum als er sie verließ, um wie am vorigen Tage nach dem Hause seines todten Herrn zu gehen.

Die Großmutter saß weil es ein so gar warmer Tag gewesen war, auf der Schwelle ihrer Thüre, als Katharina nach Hause kam. Sie fragte nicht wie es ihr gegangen sei, derlei ist nicht Sitte, so wenig unter Denen, welche eine regelmäßige Tagesarbeit verrichten, als unter Jenen, die Sorge und Noth gewohnt sind und an keine besondern Ereignisse denken. Sie nahm der Enkelin das Strickzeug aus der Hand, wickelte die grobe Wolle ab, welche die Nadeln zusammenhielt, und maß den Strumpf an einem andern, den sie zu Hause behalten und an dem sie es mit einer Nadel bezeichnet hatte, wie weit Katharina am vorigen Abende mit ihrer Arbeit gewesen war. Sie reckte beide Strümpfe dazu erst in die Länge und in die Breite. Sie steckte sie unten mit einer Stricknadel zusammen, dann breitete sie sie über das Knie aus, und fing an mit solcher Peinlichkeit das Messen zu betreiben, als hinge dabei das Leben von der Breite eines Strohhalms ab.

Großmutter! rief Katharina, während die Alte keine Miene verzog, es wird nicht viel sein aber ...

Nicht viel? wiederholte die Alte, und Du hast den ganzen lieben langen Tag gesessen ...

Nein! rief Katharina, nicht gesessen ...

Nicht gesessen? Was hast Du denn gethan?

Großmutter! sagte das Mädchen und sah sich um, ob Niemand es höre, Großmutter! ich habe Etwas gesehen!

Ihre Stimme deutete dabei eine Art von Grausen an, die Alte fühlte es und verstand abergläubisch, was das Mädchen meinte.

Du hast was gesehen? fragte sie, und man konnte es hören, wie die Empfindung ihrer Enkelin auf sie übergegangen war. Im Walde?

Nein! antwortete Jene, wie ich aus dem Walde heraustrat.

Am hellen Tage? fuhr die Alte mit wachsendem Erstaunen fort.

Am hellen lichten Tage! versicherte Katharina. Ich lief dem Pinor nach, der fortgerannt war. Und so wie ich aus dem Walde herauskomme, und denke: nun bist Du am Wasser! so sehe ich das Land, aus dem

der Vater her war! das ganze große Land! Und Berge! Und große Bäume, ganz hoch bis in die Wolken, und Thürme und viele Häuser, viel, viel mehr als hier! Es war Alles ganz dicht vor mir, daß ich denke, ich müßte gleich dort ſein. Wie ich aber darauf los gehen will, nur einen Schritt, und wie ich rufe, da iſt's fort.

Die Großmutter war ſtill. Sie wußte was es damit auf ſich hatte. Es hatten ſchon andere Menſchen vor langen Jahren das Nämliche erlebt. Ihre Mu' er hatte ſelbſt den Sohn von einem Manne gekannt, dem es dazumal ganz wie jetzt Katharinen ergangen war. Er hatte die verzauberte Stadt aus dem Meere hervorkommen ſehen wie ſie, er hatte ebenfalls gerufen, ebenfalls Anſtalten zum Gehen gemacht, und darüber war die Stadt wieder untergeſunken. Denn es lag ſeit Tauſenden von Jahren eine untergegangene verzauberte Stadt hier auf dem Grunde des Meeres. Jedermann wußte davon, es ſprach auch alle Welt davon, obſchon Niemand von den jetzt Lebenden ſie geſehen hatte. Aber es gab gar Manchen, der bei ſtiller See ihre großen Bäume unter dem Waſſer hatte wahrnehmen können, und ſelbſt der Vater der Klaaſſin hatte davon erzählt und ſie beſchrieben, wer weiß wie

oft! Nur alle hundert Jahre einmal taucht die verzauberte Stadt aus der Tiefe auf, und wer dann grade zugegen iſt, und wer es verſteht, daß er ſich nicht rührt und nicht regt, dem bringt das Seegeſpenſt, das niemand Anderes iſt als der König der Stadt, einen Sack voll Gold, damit er für ihn und ſeine arme Seele bete.

Und kam weiter Nichts? forſchte die Alte voll von dieſem Glauben, indem ſie mit Angſt und Spannung auf das Mädchen blickte.

Wo? fragte Katharina.

Auf der See! bedeutete die Alte; der Mathes pflegte zu erzählen . . .

Sobald die Großmutter des Mathes erwähnte, wußte das Mädchen, was Jene meine. Nein, es kam nicht heraus! antwortete ſie, aber es lief ihr bei den Worten eiskalt über den Rücken, und ſie trat näher an die Großmutter heran, obſchon ſie wußte, daß das Seegeſpenſt hier auf dem Lande keine Macht hatte und nicht erſcheinen konnte.

War der Pinor da? fragte die Alte, als ſei ihr plötzlich eine Erleuchtung gekommen.

Ja, er war ganz ſtill! Erſt als Alles vorbei

war, fing er laut zu bellen an, daß ich mit ihm fortgehen sollte. Er hat's auch gesehen.

Es ging Katharinen mit dem Berichte dieses Ereignisses, wie es den Menschen so oftmals ergeht. Katharina hatte, wenn auch nur geringe, Unrichtigkeiten in der Beschreibung ihres Erlebnisses begangen, und der volksthümliche Aberglaube, der in diesem Augenblicke seine volle Herrschaft über die Großmutter gewann, trug dazu bei, das Kind vollends zu verwirren.

Die Alte und das Mädchen hatten Beide Furcht. Sie konnten nicht weiter davon sprechen. Die Klaassin hatte das Strickzeug und den Maßstrumpf und das Messen ganz aus dem Sinne verloren.

Komm herein! sagte sie, als sei es in dem Hause sicherer; aber auch in der Einsamkeit der Stube sprachen sie nur flüsternd von dem, was Katharina gesehen hatte, und der Großmutter Erklärung, daß es die versunkene Stadt gewesen sei, nahm dem Mädchen die Freude über das erblickte Heimathland des Vaters. Sie saßen ohne zu arbeiten in der dunkeln Stube, sie redeten zuletzt nicht einmal mit einander. Katharina war verstört, der Klaassin ging es auch im Kopfe herum. Sie hatte im Grunde an alle solche Dinge

niemals recht glauben wollen, und in ihrem Herzen den Mathes, wenn er davon erzählte, eben so ausgelacht, als die Nachbarn, wenn sie meinten, sie könne ihnen etwas Böses anwünschen. Nun erlebte sie es an ihrem eigenen Enkelkinde, über dessen Lippen noch keine Unwahrheit gekommen war, daß es selbst Etwas gesehen hatte. Wenn das möglich war, warum sollte es denn nicht auch möglich sein, daß manche Leute ihren Nebenmenschen Schaden anwünschen könnten? Sie selbst freilich, sie konnte es nicht, aber — es konnten es doch Andere können. Sie sann darüber nach, weshalb grade Katharina heute wohl die versunkene Stadt gesehen haben mochte, und sann auch darüber nach, ob das Mädchen vielleicht am Sonntage geboren und also als ein Sonntagskind berechtigt wäre, mehr zu sehen als andere Leute. Sie vermochte sich aber nicht mehr zu erinnern, an welchem Tage das Kind in die Welt gekommen war; und während sie noch darüber grübelte, weshalb die Nachbarn ihr das Wünschen zutrauten, fiel ihr ein, daß einmal Dieser und ein ander Mal Jener wirklich krank geworden waren, nachdem sie Streit mit ihnen gehabt hatte. Ob sie ihnen damals grade Böses gewünscht hatte, das konnte sie sich nicht

ſagen, aber daß es ihnen einmal zu Hof und Hauſe kommen möge, was ſie an ihr verſündigt hatten, das hatte ſie gewiß gedacht, und zu Hauſe gekommen war es ihnen damals doch auch wirklich.

Eine wunderliche Luſt zuckte in ihr auf. Die Vorſtellung ſich rächen, die Ausſicht herrſchen zu können, ſchmeichelten ihr. Sie hatte es bisher nicht abgelehnt, daß man ihr beſondere Dinge zutraute, heute, je mehr ſie daran dachte, heute zum erſten Male dämmerte in ihr der Glaube auf, ſie könne am Ende wirklich mehr als andere Leute, wenn ſie es nur wolle. Es war ihr ſonderbar dabei zu Muthe. Sie hätte es gern probiren mögen, ſie wußte nur nicht wie und an wem; und hingenommen von ihrem wirren Glauben, Wünſchen und Hoffen, legte ſie ſich mit Katharinen zur Ruhe, ehe es noch dazu die Zeit war.

Das Mädchen ſchlief gleich ein, die Alte floh der Schlaf. Sie lag im Bette und wartete auf irgend Etwas. Je länger es zu kommen zögerte, deſto unruhiger wurde ſie, deſto ſicherer rechnete ſie darauf, daß es kommen werde, kommen müſſe. Es wurde ihr heiß, es wurde ihr kalt, es wurde ihr angſt und bange auf ihrem Lager. Sie richtete ſich auf, um es gleich zu

ſehen, wenn es kommen ſollte. Die Stube war ganz dunkel, nur durch den Ausſchnitt im Laden fielen die hellen Strahlen des Mondes herein. Sie verwandte keinen Blick von der Stelle; ſie meinte, von da müſſe es kommen. Es blieb aber Alles ſtill und der Lichtſtrahl dämmerte ruhig fort. Mit Einem Male war ihr, als bewege ſich draußen Etwas. Es klang nicht als ob ein Menſch vorübergehe, indeß ſie hörte Etwas ganz leiſe auftreten. Es kam ihr vor, als nahe es ihrer Hausthür, als mache es ſich da zu ſchaffen. Sie horchte immer ängſtlicher, ihr Blick hing unverwandt an dem Lichtſtrahl, und es fuhr ihr bis in das Herz, denn aus dem Lichte ſah es wie mit einem großen, ſtarren Auge nach ihr hin. Sie hielt ſich ſo alt ſie war die Hände vor das Geſicht, ſie rief Katharinen zu, daß dieſe aus dem Schlafe auffuhr.

Siehſt Du Nichts? fragte die Alte und ergriff mit ihrer knochigen Hand des Kindes kleinen Arm, das neben ihr im Bette lag, während ſie mit der andern nach dem Fenſter zeigte.

Ja! eine lange, weiße Hand! Das iſt der Mathes! ſtöhnte Katharina und klammerte ſich an der Alten feſt.

Draußen fing es kläglich an zu heulen. Es war

Pinor. Er hatte am Abend seines alten Herrn Stätte leer gefunden, hatte winselnd und heulend vor dem Hause gelegen, bis dessen Bewohner der nächtlichen Störung müde, ihn mit Peitschenhieben fortgejagt, und er war nun gekommen, Schutz und Obdach bei seiner neuen Herrin zu suchen.

Die Angst Katharinens, das Heulen des Hundes, des Mädchens Behauptung, daß es eine Todtenhand gesehen habe, brachten, weit entfernt die Klaassin zu ängstigen, sie vielmehr zur Besinnung und zur Ruhe. Sie befahl ihrer Enkelin aufzustehen und den Hund hereinzulassen, der schmeichelnd der Erlaubniß folgte und sich, als er in die Stube gekommen war, beruhigt vor dem Lager der Beiden niederlegte. Auch die Klaassin streckte sich jetzt endlich zum Schlafe aus. Aber sie richtete sich noch einmal auf, sah ob der Hund auch da wäre, und meinte: Den hat der Mathes Dir geschickt, damit Du nicht allein bleibst.

Großmutter! rief Katharina erschrocken, wo will Sie denn hin?

Der Mathes hat mir mit der Hand gewinkt, versetzte die Klaassin, er holt mich nach!

Sie sprach das ruhig, aber Katharina fing so bit-

terlich zu weinen an, daß die Großmutter zuletzt auch ihre eigenen Thränen nicht zurückhalten konnte, und sie ihr von den grauen Wimpern über die gefurchten Wangen niederrollten auf Katharinens Haupt. Sie nahm, was sie sonst niemals that, die Enkelin in ihren Arm, und so schliefen sie Beide ein, denn Weinen macht müde.

Achtes Kapitel.

Am andern Tage Mittags, als die Schulzin der Klaassin ihr Essen schickte, sagte diese zu dem Mädchen, das es ihr brachte: Sag' der Schulzin, lang' würde es nicht mehr nöthig sein. Ich habe die Nacht den Mathes gesehen, der holt mich nach!

Die junge Dirne sah sie an, aber ihre Mienen verriethen keine besondere Verwunderung, denn der Glaube an die todbedeutende Erscheinung der eben Verstorbenen war damals noch ein sehr verbreiteter unter dem Volke, auf dem Lande sowohl als in den Städten, und es gab noch eine Masse anderer Vorzeichen, die man für todverkündende ansah.

Also hat der Hund wohl hier vor Ihrer Thüre so geheult? fragte das Mädchen. Die Alte bestätigte es gelassen. Wir haben's drüben bei uns Alle ge-

hört, fuhr Jene fort, und die Frau hat heute schon gedacht, wo es gewesen sein möchte. — Sie wollte sich damit entfernen, die Klaassin aber hielt sie zurück. Man konnte ihr ansehen, daß sie noch etwas sagen wollte, und doch kam sie nicht dazu.

Will Sie noch Etwas? fragte das Mädchen, dem die Alte ein Gegenstand der Theilnahme und der Neugier geworden war, seit es feststand, daß sie nun bald sterben mußte.

Die Alte besann sich. Sie konnte zu keinem Entschlusse kommen. Zuletzt überwand sie sich doch. Sag' dem Schulzen, wenn er grade könnte, so möchte ich einmal mit ihm reden.

Das Mädchen versprach den Auftrag auszurichten, und hielt Wort. Der Schulz war nicht zu Hause, am Mittag aber wußte es das ganze Dorf, wie es mit der Klaassin stand, und als er mit dem Kahne heimkehrte, war es das Erste, was der Schulz erfuhr. Sobald er von der Arbeit abkommen konnte, ging er zu der Klaassin.

Sie saß wieder vor der Thüre, aber nicht wie am vorigen Abende auf der Schwelle, sie hatte sich vielmehr einen Stuhl heraus getragen und den Spinn-

rocken dazu, und hatte den ganzen Nachmittag unter freiem Himmel gesessen, wie sie es nicht gethan seit Jahren und Jahren. Auch war das Erstaunen darüber des Schulzen erste Rede.

Ich denke, sagte er, Sie liegt auf den Tod, weil Sie mich holen läßt, und Sie ist frisch und gesund und sitzt hier draußen!

Grade, gab sie ihm zur Antwort, weil's nun bald aus sein wird, will ich von dem warmen Wetter noch mitnehmen was ich kann.

Das hätt' Sie immer haben können! meinte Jener, der nicht recht wußte, was die Alte wollte.

Sie schüttelte den Kopf. Luft vor fremder Leute Thüre, sagte sie, danach hab' ich nicht verlangt. Was braucht es Jeder zu sehen, wie mir's ankam? Nun, wo bald Keiner mich mehr sehen wird, da ist mir Alles gleich!

Aber was fällt Ihr denn ein, daß Sie mit einmal vom Tode redet, während Ihr Nichts fehlt? Das mit dem Mathes ist ja dummes Zeug! sagte der Schulz mit lachendem Aerger.

Lacht nur! entgegnete sie, Ihr werdet's vielleicht noch einmal an Euch selbst erkennen, wie man's wissen

kann. Aber das iſt einerlei. Was ich wollte — ſie hielt inne — und ſagte dann beſtimmt und ernſthafter noch als zuvor: Schulz! was wird mit der Katharina werden, wenn ich todt bin? Ihr ſeid ja ihr Vormund.

Sie muß in einen Dienſt! antwortete Jener, der nicht weiter daran dachte der Klaaſſin Ahnung zu beſtreiten, ſobald es ſich um eine Angelegenheit des Dorfes, um ein Intereſſe der Gemeinde handelte.

Ja! wiederholte die Alte, ſie muß in einen Dienſt; aber zu wem?

Man muß ſehen wer ſie brauchen kann! Sie iſt zwar noch nicht vierzehn Jahre, aber ſie ſieht wie eine Aeltere aus und hat auch die Kräfte danach! meinte Jener.

Die Alte ſchwieg einen Augenblick. Schulz! ſagte ſie dann, es hat ſich Keiner zu beklagen gehabt, ich habe Keinem Schaden zugefügt und auch von Keinem verlangt, was ich mir ſchaffen konnte. Ich wünſche Keinem Böſes, hab's auch nicht gethan, obſchon ich's hätte thun können! fügte ſie mit eigenthümlichem Ton und Blick hinzu, aber die Katharina laß ich nicht im Dorfe.

Der Schulze wurde verdrießlich. Es war nicht mehr früh, er hatte zu Hauſe in der Wirthſchaft noch

zu thun, und er war mit dem Gedanken zu der Alten gekommen, bald mit ihr fertig zu sein. Nun sollte er stehen und stehen und ihre Reden anhören, die ihm halb unsinnig erschienen und halb überflüssig. Dazu hatte er nicht Zeit, und dazu war er nicht der Mann. Wenn Sie was will, sagte er, und sein braunes derbes Gesicht zog sich in verdrießliche Falten zusammen, so mach' Sie's kurz. Ich muß nach Hause!

Ja! versetzte die Klaassin, ich will Etwas von Euch. Schreibt an die Deikin, an die Krämerin, nach der Stadt; Ihr wißt ja Bescheid damit. Schreibt ihr, meine Tochter hätte ihr ihrer Zeit an die vier Jahre treu und rechtschaffen gedient, dafür soll sie deren Kind jetzt zu sich nehmen in den Dienst — ohne Geld mein'twegen — für Kleider, Essen und Trinken. Die Katharina wird gut bei ihr thun, und wenn die Deikin sie zu sich in den Kramladen nimmt, so kann ich mich hinlegen, denn wenn man alt und schwach wird, kriegt man's satt.

Der Schulz besann sich, die Sache fing an, ihm nicht übel zu gefallen. Katharina ließ sich zwar die Tage bei den Schafen gut an, aber ob es auf die Länge mit ihr gehen würde, konnte man nicht wissen, und es war ohnehin Zeit, sie zum Herbste zum Pre-

diger in den Religionsunterricht zu ſchicken, den ſie nur in der Stadt erhalten konnte; denn das Dorf, in welchem die Alte wohnte, hatte gar keine, das Nachbardorf aber nur eine katholiſche Kirche. Katharina in Dienſte zu nehmen, wenn ſie alle Woche Meilen weit zum Prediger gehen mußte, das konnte Niemandem im Dorfe lohnen, weil ſie dann in der Wirthſchaft zu Nichts nütze war, und ein Waiſenkind weniger in der Gemeinde war immer nur ein Vortheil. Er verſprach alſo, daß er an die Krämerfrau ſchreiben werde, und ließ die Klaaſſin dadurch beruhigt zurück.

Die befand ſich aber am andern Morgen nicht ſchlechter als zuvor, und ein Tag verging nach dem andern, und ſie blieb am Leben. Die Leute im Dorfe wußten nicht was ſie davon denken ſollten. Sie hatten ſich der Klaaſſin zugewandt, als ſie gehört hatten, daß ſie bald ſterben werde; nun ſie das nicht that, kam erſt Einer und dann der Andere und dann Alle auf den Gedanken, die Alte habe das nur ausgeſprengt, um ihren Willen wegen des Briefes an die Deikin in der Stadt, bei dem Schulzen durchzuſetzen, und es glaubte ihr zuletzt gar Niemand mehr, daß ſie den Mathes geſehen habe. Sie indeſſen und ihre Enkelin blieben feſt

dabei, und wenn es Jemand bezweifeln wollte, so sagte die Alte, die jetzt von früh bis spät vor ihrer Thüre saß, weil es sie fror wenn sie nicht in der Sonne war: man solle nur warten, man werde es schon erleben. Länger als drei Wochen hätte es noch Niemand auf der Erde gelassen, den es abgerufen habe, und sie fühle auch, daß es kommen und sie holen werde.

Inzwischen zog Katharina alle Morgen mit ihrer Heerde und mit ihrem Hunde in den Wald, und so oft die Wärme heran kam, trieb sie nach der Stelle, an der sie das Wunder erlebt und die untergesunkene Stadt gesehen hatte. Ganze Stunden, halbe Tage konnte sie da sitzen bleiben, das Auge auf das Meer und auf den fernen Horizont gerichtet, immer voll Hoffnung und immer enttäuscht. So oft eine Wolke am Himmel sich spitz empor hob, so oft das Gewölk eine scharfe Färbung zeigte, so oft glaubte sie, das sei der Thurm, den sie gesehen, das sei wieder die Herrlichkeit der Stadt, die sie geschaut. Aber die Wolkengebilde, deren Gestaltung über der Ostsee sehr eigenartig ist, lösten sich verschwimmend in das Formlose auf, die Farben wechselten und verblichen, und wenn der Abend herniedersank, kehrte sie nach Hause und hoffte

auf den andern Morgen. Der Großmutter davon zu ſagen, getraute ſie ſich nicht, weil dieſe dabei blieb, es ſei die untergegangene Stadt geweſen, die nun kein Menſchenauge wieder ſehen würde, ehe nicht abermals hundert Jahre vergangen wären. Aber die verborgene Sehnſucht verminderte ſich in des Mädchens Herzen dadurch nicht, und Sehnen und Erwarten macht träumeriſch und weich.

Eines Tages, als auch ſchon der Abend heran kam und ſie wieder nicht geſehen hatte, was ſie zu ſehen wünſchte, ſaß ſie ſtrickend bei ihren Schafen und bemerkte mit Einem Male, daß ſie noch lange nicht ſo weit mit ihrem Strumpfe gekommen ſei, als die Großmutter ihr zu ſtricken aufgegeben hatte. Sie wollte das einbringen, hielt ſich alſo eifrig zur Arbeit, und mitten in derſelben fiel ihr ein: wer ihr denn, wenn die Großmutter todt wäre, ihr tägliches Arbeitsgeſetz aufgeben würde?

Die Klaaſſin hatte mit der Enkelin von deren erſter Kindheit an ſo oft von ihrem Tode geſprochen, daß Katharina ſich eigentlich gar Nichts mehr dabei dachte. Als ſie das Entſetzen der geſpenſtigen Nacht überwunden hatte, in welcher ſie des Mathes winkende Hand

gesehen, hatte die Todesprophezeiung, welche die Großmutter für sich daran geknüpft, Katharinen nicht mehr Eindruck gemacht, als deren sonstige Gespräche über ihren Tod. Jetzt aber mit Einem Male erschreckte es sie, daß sie Niemanden haben werde, ihr Gesetze aufzugeben, wenn der Mathes die Großmutter nachholen komme.

Sie rechnete aus, wie lange es her sei, daß sie ihn als Geist gesehen. Es waren siebenzehn Tage seitdem vergangen. Der August ging schon zu Ende. Wenn der Mathes Wort hielt, wenn er wirklich kam, so mußte er in vier Tagen wieder da sein, in vier Tagen mußte die Großmutter sterben, und dann war Katharina ganz allein, aber auch ganz allein auf der weiten Welt.

Die Einsicht fiel auf sie hernieder wie ein schwerer Schlag, sie betäubte sie förmlich. Wo werde ich denn hingehen am Abende? Bei wem werde ich schlafen? fragte sie sich, und sie fand keine Antwort darauf in ihrem Innern. So jung sie war, hatte sie es schon mehrmals erlebt, daß verwaiste Kinder bei den Nachbarn untergebracht worden waren, aber so sehr fühlt Jeder sich in der Stunde des ersten großen Schmerzes als eine Besonderheit, daß es ihm nicht in den Sinn kommt, auf sich anwendbar zu finden, was er für An-

dere anwendbar gefunden hat. Freilich trat für die arme Kleine das Bewußtſein hinzu, daß man ſie im Dorfe hart behandelt hatte; indeß der bloße Gedanke, Abends nicht zur Großmutter zu gehen, nicht mehr im Bett der Großmutter zu ſchlafen, wie ſeit dem Tage ihrer Geburt, flößte ihr wahren Schrecken ein. Sie erinnerte ſich, wie oft die Großmutter ſie getröſtet hatte, wenn man ihr Unrecht gethan. Sie beſann ſich auf alle die Geſchichten, welche die Großmutter ihr von ihrer Mutter erzählt, und was ſie ihr Alles von ihrem Vater geſagt hatte. Das konnte ihr Niemand erzählen, das konnte ſie von Niemand mehr hören, wenn die Großmutter erſt todt war. Sie kam nicht zu der Vorſtellung, daß ſie die Großmutter liebe, ſie wußte nur, daß Alles aufhöre mit dem Tode derſelben, und vor dieſer Leere blieb ſie ſchaudernd mit ihrem Sinnen ſtehen.

Da ſchlug Pinor an. Sie ſah nach ihm hin; weil ſie wußte wie klug er war, glaubte ſie, er wolle ſie tröſten. Du biſt auch alt, ſagte ſie, Du ſtirbſt auch! Aber ſie ſtreckte doch die Hand nach ihm aus und wollte ihn an ſich locken. Er ging jedoch ein Paar Schritte vorwärts und bellte wieder. Es mußte Je-

mand kommen. Katharina blickte nach der Seite, nach welcher Pinor sich gewandt hatte, und bald darauf trat Christian aus den Bäumen hervor.

Sie war ihm seither immer aus dem Wege gegangen, und seit sie die Schafe hüthete, war ihr das nicht schwer gefallen. Auch jetzt ließ sie ihn ohne Anruf an sich herankommen, bis er dicht vor ihr stehend sagte: Ich war in der Stadt, Sauerteig holen, bei uns ist er umgeschlagen und sie wollen backen.

Wann bist Du ausgegangen heute früh?

Es wird gegen sieben gewesen sein. Sie gingen in die Schule!

Und wann bist Du angekommen?

Es war noch zeitig!

Es geht doch bis zur Stadt durch den Wald? fragte sie.

Ja! aber am Wasser ist's fester! bedeutete er. Ich kam nur sehen, was Du hier machtest!

Sie hörte darauf nicht, sondern wollte wissen, ob er schon einmal auf dem Leuchtthurm gewesen wäre. Er bejahte das. Es hatte ihn einmal des Wächters Bruderſohn mit hinaufgenommen.

Und was haſt Du da oben geſehen? fragte ſie voll Neugier.

Geſehen? Nichts.

Nichts? wiederholte ſie mit ſichtlicher Enttäuſchung.

Nein, Nichts! Nur Waſſer! Dahinter ward's dunkler, und ſie ſagten, das ſei dort Land, und ganz am Ende da käme Danzig! Es war aber nichts zu ſehen.

Katharina ſchwieg. Er ſtand neben ihr und ſah zu, wie ſie ſtrickte, dann ſah er dazwiſchen empor nach der Sonne, denn die Tage nahmen ſchon ab. Die Sonne war auch bereits am Untergehen, und er dachte, daß er nach Hauſe müſſe. Er verweilte aber dennoch, weil Katharina auch nicht mehr lange draußen bleiben konnte; und weil er ſie ſeit lange nicht geſprochen hatte, fragte er, ob ſie gern bei den Schafen ſei?

Lieber als im Dorf! verſicherte ſie, und zufällig in die Höhe blickend, riefen ſie Beide mit Einem Male: Die Störche! die Störche!

Eine lange Flucht von Vögeln zog über ihren Häuptern dahin, langſam ſchwebend, die Linie wechſelnd, und doch immer wieder zu ihr zurückkehrend. Die Kinder blickten ihnen nach, ſo weit ſie ſehen konnten.

Nun geht der Sommer fort! meinte der Burſche.

Alles! ſagte Katharina.

Chriſtian verſtand ſie nicht. Er ſah ſie an und bemerkte, daß ſie traurig ausſah. Was geht denn Alles fort? fragte er.

Der Mathes, und nun die Großmutter auch! ſprach ſie.

Aber die lebt ja noch! Die ſtirbt nicht! Sie ſagt's nur ſo, tröſtete Chriſtian.

Nein! rief Katharina, zornig darüber, daß man den Worten ihrer Großmutter nicht glaubte, ſie ſtirbt! Ich hab's ja ſelbſt geſehen wie es kam und ihr winkte. Es war an dem Abend, an dem das fremde Land und die große Stadt zum Vorſchein kamen.

Chriſtian wollte wiſſen, was das heißen ſolle; ſie fing, weil er Anfangs über ſie lachte, immer eifriger zu erzählen an, und da ihr Bericht in ſeiner Seele, wie bei der Großmutter, einen durch den Volksaberglauben gut vorbereiteten Boden fand, ſo ſteigerten ſeine Fragen und ihre Erzählung ſich gegenſeitig, bis ſie ſich Beide in ein Mährchengewebe eingeſponnen hatten, an welchem, weit hinaus über Katharinens wirkliches, natürliches Erlebniß, Beide in ihrem Innern nur um ſo unge-

ſtörter und maßloſer fortbauen konnten. Er begriff jetzt, weshalb ſie nach dem Leuchtthurm gefragt hatte, und als falle ihm das jetzt erſt ein, bemerkte er: Du kommſt ja nach der Stadt, wenn Deine Großmutter todt ſein wird.

Nach der Stadt? rief Katharina voll Ueberraſchung.

Ja! ſieh her! verſicherte Chriſtian, indem er einen Brief aus der Taſche ſeiner blauen Sonntagsjacke hervorzog, die er als des Schulzen Sohn zum Gange in die Stadt hatte anlegen dürfen. Sieh her! Das iſt aus dem Kramladen von der Deikin, die hat dem Vater geſchrieben, wenn Du ſo wärſt wie Deine Mutter, und wenn es denn ſo weit wäre, ſo wollte ſie Dich nehmen. Ich ſollte das nur auch dem Vater ſagen.

Das Mädchen ſprach darauf Nichts weiter, aber ſie hatte ihr Strickzeug in den Schooß fallen laſſen, und mit Einem Male ſah der Burſche, wie ſie mit dem Arme ſich über die Augen fuhr, die Thränen zu trocknen. Er fragte was ihr fehle; ſie konnte es nicht ſagen, ſo daß er ſeine Frage dringend und dringender wiederholen mußte. Endlich ſtieß ſie ſchluchzend hervor: Als der Mathes geſtorben war, und der Pinor

wollte zu ihm nach Hauſe gehen, da haben ſie ihn weggejagt und gepeitſcht.

Aber darüber weinſt Du doch nicht! rief Chriſtian, ſie unterbrechend.

Nun jagen ſie mich auch weg! fügte das Mädchen hinzu und barg ihr Geſicht auf ihren Knieen, bitterlich weinend und ſchluchzend. Der Hund, der ruhig neben ihr gelegen, hatte ſeinen Namen nennen gehört und kam an ſie heran. Erſt indem er es verſuchte, ſeine Schnauze liebkoſend an ihr Geſicht zu drängen, ward ſie ihn gewahr und drückte ihn an ſich.

Du kannſt ihn ja mitnehmen! ſagte Chriſtian, und als wolle er alle Troſtmittel aufbieten, die in ſeiner Macht ſtänden, fügte er hinzu: Im Herbſte, wenn ich zum Paſtor in die Kinderlehre gehe, komme ich alle Woche in die Stadt.

Sie gab ihm auch darauf keine Antwort. Indeß ſie wickelte ihr Strickzeug zuſammen, ſtand auf und ſchickte ſich zur Heimkehr an. Pinor verſtand das augenblicklich. Er lief nach den Schafen hin und fing ſie an zuſammen zu bringen; dann trieb er ſie vorwärts, und die beiden Kinder ſetzten ſich in Marſch. Sie ſprachen aber nicht zuſammen, bis Katharina, kurz

ehe sie das Dorf erreichten, die Frage aufwarf: Wo mögen die Störche heute Nacht schlafen?

Die sind weit weg, gewiß schon über Danzig hinaus, sie fliegen geschwind! meinte Christian.

Wenn ich doch einmal fort muß, hub Jene nach einer Weile an, möcht' ich nur gleich weit weg.

Ich auch! und bin ich nur erst zur See, so sollst Du es schon sehen! rief Christian ihr ermuthigend zu. Er mußte erwartet haben, daß sie ihn fragen würde, was sie sehen solle; da sie es nicht that, sagte er verlegen und prahlerisch zugleich: Katharina! wenn ich Steuermann bin, komme ich wieder und heirathe Dich!

Dann bin ich längst weg! gab sie zur Antwort, und sie gingen darauf, ohne mit einander weiter zu reden, bis in das Dorf zurück. Vor des Schulzen Thüre trennten sie sich, ohne einander gute Nacht zu wünschen, und als Katharina darauf vor die Wohnung der Großmutter kam, fand sie sie nicht draußen, wie an den letzten Abenden. Sie hatte sich in's Bett gelegt, weil es ihr so kalt gewesen war. Das Essen, das man ihr Mittags gebracht hatte, stand noch auf dem Tische unangerührt. Sie sagte, Katharina könne es

nehmen, und das Mädchen machte sich mit gutem Appetit daran.

Während sie noch aß, kam der Schulz herein. Er wunderte sich, die Alte schon im Bette zu finden, und da er sah, daß ihre Enkelin das Mittagessen verzehrte, welches man der Klaassin geschickt hatte, fragte er diese, weshalb sie selbst Nichts davon genommen habe.

Wer nicht arbeitet, braucht nicht zu essen, sagte sie mit ihrer trockenen harten Weise, und sich für die Würmer erst zu mästen, ist sündlich. Die Kathrine hat noch das ganze Ende vor sich, die kann's brauchen.

Dem Schulzen, obschon er nicht weichherzig war und gar nicht an das Gespensterwesen und an all die Prophezeiungen der Alten glaubte, wurde es doch kalt als er sie so reden hörte; denn er hatte als ein gesunder Mensch ein Grauen vor dem Tode. Und daß die Alte, die von ihrem Ende nicht mehr wissen konnte als jeder Andere, davon mit so gleichgültiger Kälte sprach, das machte sie ihm unheimlich und widerwärtig.

Klaassin! sprach er im Tone des Vorwurfs, Sie versündigt sich an Gott, wenn Sie wegen Ihrer Einbildungen Nichts essen will. Gott wird's wohl wissen,

wenn es an der Zeit ist und wann er Sie rufen will. Sie bringt sich aber selber um!

Ich bin gerufen worden und darum gehe ich! das war Alles was sie darauf entgegnete. Dann fragte sie so fest und kurz wie in ihren gesunden Tagen: Habt Ihr keine Antwort aus der Stadt?

Deshalb kam ich! versetzte er. Wenn's einmal so weit sein wird, so kann die Kathrine hin. Mein Christian hat heute die Antwort mitgebracht.

Die Alte war erfreut über diese Nachricht, sprach es jedoch nicht aus. Der Schulz bot ihr an, ihr Essen zu schicken; sie wollte für sich aber Nichts haben. Als er fragte ob sie Schmerzen fühle, verneinte sie es. Es kommt nur immer über mich mit Frost und mit Schlaf, sagte sie, und dazwischen fällt mir ein, was längst vorbei ist.

Sie macht sich krank, weil Sie so dasitzt und Nichts thut, als auf das Sterben warten, und bringt sich um Ihre Kräfte und um Ihre Sinne, weil Sie Nichts ißt! rief der Schulz ärgerlich.

Ich bin ganz bei Kräften und meine gesunden Sinne hab' ich auch! erwiderte die Alte fast trotzig. Mit Eurem Essen werdet Ihr den Tod nicht bezwin-

gen. Der läßt sich Nichts vorschreiben! und darum laßt mich liegen.

Der Schulz wußte nichts mit ihr zu machen, er sagte ihr gute Nacht und sie solle Vernunft annehmen, und damit ging er fort. Als er zu der Thüre hinaus war, rief sie ihre Enkelin an ihr Bett.

Kathrine! sagte sie, wenn ich todt und begraben sein werde, so kommst Du in die Stadt zur Deikin.

Ja! sprach das Mädchen.

Weißt Du's?

Ja, der Christian hat's mir gesagt.

Die Mutter hat's dort gut gehabt, es wird Dir auch gut gehen in der Stadt; thu' nur Deine Schuldigkeit! ermahnte die Alte sie.

Ja! sprach das Mädchen wieder. Dann lag die Alte still, Katharina konnte nicht wissen, ob sie wache oder schlafe. Sie blieb sitzen neben dem Lager, im Dunkeln. Sie hätte gern geweint, sie konnte es aber nicht, und sich neben der Großmutter zur Ruhe zu legen wie sonst, wagte sie auch nicht. Endlich schlief sie sitzend in ihren Kleidern ein, ohne zu erwachen, bis der Morgen graute und Pinor, der neben ihr an der Erde gelegen hatte, unruhig ward und sie weckte.

Sie fuhr aus ihrem verworrenen Schlafe empor. Da saß die Großmutter im Bette und hatte sich das Haar fest zusammengeflochten, und Katharina gewahrte, wie sie das Säckchen vom Halse abband, in dem sie die Korallen und die Ohrringe bis dahin getragen hatte. Komm her! rief sie, als sie sah, daß das Mädchen munter war. Knüpf' den Beutel auf!

Katharina erhob sich, ging an das Fenster, und that wie ihr befohlen worden. Die Alte ließ sich dann das Säckchen wiedergeben, zog mit schwacher Hand die Ohrringe heraus und hieß ihre Enkelin, sie sich in den Ohren zu befestigen. Dann nahm sie die rothe lange Perlenschnur daraus hervor, damit sie sie um den Hals lege. Das Mädchen hatte oft nach diesen Herrlichkeiten Verlangen getragen, jetzt hatte es Scheu davor.

Ich will sie nicht haben Großmutter! bat sie furchtsam.

Du mußt! sprach die Alte. Und leg' es nie ab, was Du von Deiner Mutter ererbt hast, und was ich heimlich gehalten mit Angst und Sorgen. Nun sollen sie es Alle sehen, und Du sollst damit hergehen hinter meinem Sarge! — Und denke, wenn Du allein sein wirst, immer daran, daß Du rechtschaffen bleibst

und Dich ſehen laſſen kannſt vor den Leuten, und daß Du beſtehen kannſt, wenn ſie Dich ſuchen kommen werden von Deines Vaters Verwandtſchaft — denn kommen werden ſie! Der Mathes hat's mir geſagt, wie er jetzt eben da war.

Der Mathes? fragte Katharina, und ihre Angſt wuchs von Minute zu Minute. War der Mathes da?

Haſt Du nicht geſehen wie der Pinor ſich freute? entgegnete die Alte. Höre! höre!

Der Hund ſchlug leiſe an und wandte ſich nach der Thüre, Katharina wagte nicht ihr Auge dorthin zu richten. Sie ſah die Klaaſſin an, deren Blick bald ſtarr, bald irrend an dem Fenſter hing. Sie wollte ſie anfaſſen, die Hände der Großmutter waren eiskalt.

Von namenloſem Schrecken, von Angſt erfaßt, ſtürzte das Kind zur Thüre hinaus, ſich Hülfe zu holen. Eine Nachbarin kam grade mit dem Waſſereimer zum Vorſchein. Das verwirrte Geſicht, der Schmuck Katharinens, die ſprachloſe Haſt, mit der das Mädchen auf ſie zuſtürzte, fielen ihr auf. Da ergriff Katharina ſie bei der Hand, zeigte auf das Fenſter der Klaaſſin, und die Nachbarin fortziehend, rief ſie end-

lich wie außer ſich: Der Mathes iſt da nach der Großmutter!

Die Frau fuhr zurück, ſie hatte keine Luſt es mit Geſpenſtern aufzunehmen. Als Katharina ſah, daß Jene zögerte, eilte ſie allein dem Hauſe wieder zu. Die Großmutter ſaß noch wie vorher. Sie holte ſchwer Athem, aber ſie kannte Katharinen noch und ſtreichelte ihr über das Haar, als dieſe ſich an ſie klammerte, und ohne zu wiſſen was ſie that, die kalten Hände der Großmutter um ihren Hals legte. So blieben ſie ſchwer laſtende Minuten lang allein. Endlich öffnete ſich die Thüre draußen.

Der Mathes! der Mathes! ſtöhnte die Alte laut, er ſchnürt mir die Kehle zu! — Katharina ſchrie auf, und als die Nachbarin mit ihrem Manne in die Stube trat, ſank die Klaaſſin todt auf ihr ärmliches Lager zurück. Sie kamen grade noch zur rechten Zeit ihr die Augen zu ſchließen, und im Dorfe zu erzählen, daß ſie dabei geweſen wären, wie der Mathes die Klaaſſin wirklich abgeholt habe.

Eine Stunde darauf aber war die ganze Stube voll Menſchen. Die Einen wollten ſich überzeugen wie die Klaaſſin ausſähe, und ob ihr im Tode nichts

Besonderes anzumerken sei, die Andern wollten zuhören, wie der Schulz die Katharina in Verhör nahm, wegen der Ohrringe und der Perlen. Ein Jeder sagte, wo das versteckt gewesen sei, da stecke noch mehr. Es half Nichts, daß Katharina betheuerte, die Großmutter habe weiter Nichts gehabt, als diese beiden Stücke, die sie immer um den Hals getragen, die habe sie ihr mit sterbender Hand noch selbst gegeben und ihr befohlen, sie niemals von sich zu lassen. Man suchte in allen Winkeln, unter dem Heerde und im Schornstein, man wollte durchaus den Schatz entdecken, den die Offiziers-Katharina von dem Spanier mitgebracht haben sollte, und wenig fehlte, so hätte man das Bette nicht geschont, auf dem die Leiche lag. Es wurde jedoch Nichts gefunden, und dem Mädchen die Schmuckstücke fortzunehmen, gab der Schulze auf, weil es ganz außer sich gerieth, als man sie von ihm forderte.

Im Dorfe sagten Alle, Katharina habe kein Herz im Leibe, daß sie der Todten die Sachen abgenommen und sich damit geputzt habe vor der leiblichen Großmutter Sterbebett. Und als sie darauf mit ihrem Putze auch hinter dem Sarge herging, in dem man die Klaassin in die Grube trug, da sah es Jeder, daß

es in ihr ſteckte, wie früher in ihrer Mutter und wie in der Alten. Sie konnten nicht leben und nicht ſterben wie andre ehrliche Leute, das kam aus Ceynowo von der Klaaſſin her, denn Er, der Klaaß, war nicht ſo geweſen. Es war ihnen aber im Grunde Allen lieb, daß ſie die Alte nicht mehr im Dorfe hatten, und daß die Katharina nun endlich auch von den andern Kindern fortkam.

Neuntes Kapitel.

Drei Meilen sind ein weiter Weg für ein Dorfkind, das seine Heimath noch nie verlassen hat, und es däuchte Katharinen als nähme der Wald kein Ende, als sie gegen den Herbst hin mit dem Schulzen und ein Paar andern Wirthen, die in der Stadt zu thun hatten, sich auf dem Wege nach Hela befand.

Sie hatte Heisternest verlassen als es eben Tag geworden, und es war gegen Mittag als Katharina die Stadt zuerst erblickte. Niemand hatte sich auf dem ganzen weiten Wege viel um sie gekümmert, Niemand sagte ihr, das sei die Stadt, als sie dieselbe endlich vor sich liegen sahen; aber sie vermißte die Zusprache nicht, weil ihre Ueberraschung und ihr Erstaunen sie ganz hinnahmen. Ihr war Alles neu, Alles erschien ihr prächtig, sie bewunderte Alles.

Die siebenzig oder achtzig kleinen einstöckigen Häuser, die, eine Straße bildend, das ganze Städtchen ausmachen, kamen ihr wie die Verwirklichung der geheimnißvollen Stadt vor, welche sie einmal in den Wolken über dem Wasser gesehen hatte. Der hölzerne Glockenthurm mitten in der Straße, von dem die Rathsmänner zur Versammlung, und am Jacobitage die Wirthe zur Steuerzahlung zusammengeläutet werden, die alte Kirche, der neue blendend weiße Leuchtthurm waren ihr eben so viel Wunder, und sie hatte den weiten Weg, sie hatte ihre Ermüdung, ja Alles vergessen, was sie in den letzten Tagen und Wochen erlebt, als der Schulz, sich zu ihr wendend und auf ein Haus zur rechten Seite zeigend, ihr plötzlich sagte: Dort kommst Du hin!

Es war auch nur ein einstöckiges Haus wie alle andern, aber es hatte je drei Fenster zu beiden Seiten der Thüre und hatte hölzerne grün angestrichene Bänke vor den Fenstern. Die Wände waren von außen ganz und gar mit Holzwerk benagelt, und das Holzwerk war graugrün angestrichen, daß die weißen Fensterladen hell dagegen abstachen. Ueber der Thüre war ein Schild befestigt, auf dem der Name des verstorbenen

Krämers mit großen Buchstaben zu lesen war, und die Thüre hatte einen großen Klopfer von Messing, der so blank war, daß die Sonne sich darin spiegelte. Katharina glaubte einen Palast vor sich zu sehen.

Vor der Thüre auf der Bank zur rechten Seite saß die Krämerfrau. Sie mochte nahe an sechszig Jahre sein, aber Niemand hätte sie für so alt gehalten, denn sie hatte noch alle ihre Zähne, und wenn ihr Haar auch schon grau war, so sah sie doch noch roth und gesund aus wie in jüngeren Jahren. Obschon sie reich war, sie hatte Haus und Hof und den Kram, und die Nachbarn behaupteten, daß sie über fünfhundert Thaler baares Geld im Kasten liegen habe, trug sie wie die andern Bürgersfrauen auch nur einen Rock und eine Jacke von blauer, mit weißen Blumen und Punkten bedruckter Leinwand; aber der ganze Anzug sah blank aus, so stark war er gerollt und gebügelt, und er saß der Frau so fest und drall, als wäre er ihr auf den Leib genagelt gewesen. Sie hatte eine breite Schürze von schwarzem Bombassin mit großen Taschen über den Rock gebunden, und das mächtige Schlüsselbund mit einem durchgezogenen Schlüssel in dem Schürzenbande unter der Brust befestigt, damit

ſie es in jedem Augenblicke wieder zur Hand hätte, wenn Jemand Etwas holen käme; denn ſie war ſeit des Mannes Tode Alles im Hauſe und ließ es nirgend fehlen. Man ſah ihr das ſchon an den Augen an und an dem Blicke, mit dem ſie unter ihrem breiten Haubenſtreifen um ſich herſchaute. Sie verſtand das Befehlen, und es durfte ihr nicht leicht von Jemandem Etwas drein geredet werden; aber ſie war dabei nicht raſch, weil ſie erfahren hatte, daß man mitunter bereut was man zu raſch gethan hat, ſondern ſie ließ ſich Zeit die Andern zu beobachten. Es lag ihr Nichts am erſten Worte, wenn ſie dafür nur das letzte Wort behielt.

So rührte und regte ſie ſich auch nicht, als ſie den Schulzen mit den beiden andern Männern und dem Kinde die Straße entlang und auf ihr Haus zukommen ſah. Sie blieb auf der Bank ſitzen, als wäre weiter nichts da auf der Welt, als ſie und der Sonnenſchein, von deſſen milden Strahlen ſie ſich wärmen ließ, und der Schulz hatte ihr ſchon die Zeit geboten, als ſie ſich endlich zu der Frage entſchloß, wo er herkomme und was er bringe?

Kommen? komme ich von Hause! sagte der Schulz, und bringen Frau Deikin, bring' ich Euch die Kathrine!

Na, so setzt Euch! nöthigte die Wirthin, und sah zu, wie die beiden andern Männer, die in der Stadt zu thun hatten, sich von dem Schulzen trennten. Erst als diese fortgegangen waren, sagte sie: Das ist also die Tochter von der Kathrine? Die Kathrine sah freilich reputirlicher aus zu ihrer Zeit! — Sie besah das Mädchen mit festem Blicke von Kopf bis zu Fuß, daß ihm das Blut bis in die Augen schoß; dann fragte sie plötzlich, gegen den Schulzen gewandt: Wo hat sie denn die Ohrringe und die Korallen her?

Der Schulz erzählte und erzählte Alles. Die Krämerin hörte ihm gelassen zu. Katharina stand immer noch seitwärts von der Bank, sie sprachen als wäre sie gar nicht dabei. Nur von Zeit zu Zeit wandte die Deikin einmal den Kopf nach ihr um und besah sie sich wieder; und erst als der Schulz ihr Alles berichtet hatte, wie man der Klaassin nicht habe trauen können, und wie sie Geister gesehen und ihr Ende vorher gewußt habe, und wie die Deikin ein gutes Werk thue, daß sie die Katharina zu sich nehme, die kein Mensch im Dorfe genommen haben würde,

erſt da rief ſie das Mädchen an ſich heran und ſagte: Du haſt's nun gehört Kathrine! Du bleibſt hier! Hier werden aber keine Geiſter geſehen und keine Narrenspoſſen getrieben, und ſo herumlaufen als kämſt Du von den ſpaniſchen Reitern (ſo werden in jener Gegend die Seiltänzer und Kunſtreiter genannt) kannſt Du hier auch nicht. Geh hinein, ſetz' Dich hin und ruh' Dich aus. Nachher werde ich Dir ſagen was Du thun ſollſt.

Katharina gehorchte und ging hinein. Sie ſetzte ſich auch nieder wie es ihr befohlen war, aber ausruhen konnte ſie ſich nicht. Sie war unruhig und herzbeklemmt. Links von der Thüre im Flur ſtand der Ladentiſch, dahinter war der Kram. Die Fächer, auf denen Tuch und Kattune und Leinwand lagen, die Päcke von farbigem Strickgarn und Wolle, die Schiebladen voll Gewürze und ſonſtiger Vorräthe, deren Inhalt auf den Außenſeiten der betreffenden Schiebladen angeſchrieben war, die Flaſchen voll Branntwein, die Gläſer voll buntgefärbter Flüſſigkeit am Fenſter, alle die Fäſſer und Bütten und Tönnchen, und der ganze aus den verſchiedenartigſten Stoffen gemiſchte Geruch, erregten ihre Neugier und benahmen ihr, die von ihrem

weiten Wege müde geworden war, vollends den Kopf. Sie war schläfrig und scheute sich doch einzuschlafen, und mit ihrem halbbetäubten Sinne dachte sie immer: Was wird sie mir befehlen? was werde ich thun sollen? was wird sie mir denn thun?

Eine Art von Einsicht machte sie fürchten, daß man ihr die Ohrringe und das Halsband nehmen werde, und schnell entschlossen, nahm sie Beides, band das Bündel auf, in dem sie ihre geringen Habseligkeiten nach der Stadt getragen hatte, nahm das Säckchen heraus, das früher den Schmuck verborgen, that ihn wieder hinein und hängte das Säckchen um den Hals, wie es die Großmutter getragen hatte. Dann steckte sie das Halstuch zu, und als habe sie nun Nichts mehr zu fürchten, lehnte sie den Kopf auf den Ladentisch und schlief ein, die Hände über ihr Bündel gefaltet, das sie auf dem Schooße hielt. Aber sie hatte noch keine Viertelstunde geschlafen, als ein fremder starker Schall sie weckte. Die Uhr vom Thurme schlug zwölf Schläge, es war Mittag. In demselben Augenblicke trat die Deikin aus der Stube heraus und vor das Mädchen hin.

Komm essen! rief sie kurz, dann gewahrte sie, daß Katharina ihren Schmuck abgethan hatte, und fragte

wo sie denselben gelassen habe. Als Jene sagte, sie habe ihn verwahrt und um den Hals gebunden, war sie still.

Am Tische in der Stube saß der Deikin Neffe, ihres seligen Mannes Bruderssohn, den sie sich angenommen hatte, weil sie ohne Kinder war. Er lachte, als er Katharinen sah. Gott bewahre! rief er, die sieht ja aus wie die Chaie vom alten Hirschel, die sieht ja aus, als käme sie von Juden her!

Die Hausfrau erwiederte darauf Nichts. Sie gab dem neuen Ankömmling reichlich zu essen, gute und nahrhafte Speise wie Katharina sie nie gehabt. Ihr trocken Brod im einsamen Walde hatte ihr aber besser geschmeckt, das Essen wollte ihr nicht hinunter gehen. Sie hatte noch nie mit fremden Menschen zusammen gegessen, sie schämte sich vor ihnen, und daß sie wie die Chaie aussehen sollte, wie die Tochter des Packjuden, der dann und wann die Halbinsel durchzog, und der mit seinem Kinde das Gespött von Jung und Alt war, das schnürte ihr vollends den Hals zu und benahm ihr alle Eßlust. Sie hätte die Speise gern stehen lassen, sie wäre gern hinausgegangen aus dem Zimmer, nur daß sie Beides nicht wagte. Sie blieb

und sie aß. Die schweigsam befehlende Weise der Hausfrau hatte ihr augenblicklich Gehorsam abgewonnen.

Während der Mahlzeit hörte Katharina, daß der junge Mann, weil der Wind umgesprungen sei, noch am Nachmittage nach Danzig fahren würde. Er nannte die Bürger und die jungen Leute, mit denen er fuhr, und die Wirthin besprach mit ihm die Waaren, die sie brauchte und die er von Danzig mit hinüber bringen sollte. Sie redeten von den Kaufleuten und von den Straßen in Danzig, und von dem Gasthause, in welchem er immer einkehrte; Katharina hatte in ihrem Leben nicht von so viel fremden Dingen auf einmal sprechen hören.

Als sie eine Weile beim Essen zugebracht, zog der junge Mann seine silberne Taschenuhr heraus, sagte, es sei Zeit daß er fortkomme, und befahl Katharinen ihm seine Jacke, die am Nagel an der Thüre hing, herunterzureichen. Der Nagel war aber hoch eingeschlagen und sie konnte nicht hinanlangen. Das machte den jungen Mann ärgerlich. Klein ist die Kröte auch! rief er ungeduldig, und holte die Jacke selbst. Erst in ihrem Schrecken und Zorn über den neuen Spott sah Katharina ihn an. Er war ein hübscher

Menſch, der gegen zwanzig Jahre ſein konnte, hatte ein offenes Geſicht, helle ſchöne blaue Augen und einen blonden lockigen Haarwuchs. Daneben war er ſehr groß und für ſein Alter ſtark. Er galt für hübſch, und er hielt ſich ſelbſt dafür und ſah auf ſeine Kleidung. Sein Hemde war blendend weiß, ſeine Hoſe vom tüchtigſten blauen Tuche, ſeine Jacke mit großen Knöpfen beſetzt, daß kein Matroſe von einem engliſchen Schiffe ſie beſſer hatte, und die Deikin ſelbſt war ſtolz auf ihn, wennſchon ſie ſich's nicht merken ließ.

Während er ſich für die Abfahrt zurecht machte und die Wirthin das Geld zählte, das er zum Einkauf mitnehmen ſollte, ſtand Katharina unweit der Thüre ſtill und ſah dem Thun der Herrſchaft zu.

Worauf warteſt Du? fragte der junge Mann ſie plötzlich.

Ich weiß nicht was ich ſoll! entgegnete ſie ihm und ſah ihm mit aufwallendem Aerger feſt in das Auge.

Du ſollſt mich nicht ſo dumm anſtarren! rief er aus. Da wandte die Deikin ſich nach ihr um. Nimm Alles vom Tiſch' ab, trag's in die Küche und mache das Geſchirr rein! befahl ſie ihr, und Katharina war

froh, aus der Nähe des jungen Herrn fortzukommen, der sie offenbar, das fühlte sie, nicht leiden konnte.

Als er abgefahren und es Abend geworden war, daß man schon das Licht angezündet hatte, rief die Wirthin Katharinen zu sich in die Stube herein. Sie saß an einem Tisch und hatte eine Bibel und ein Rechnungsbuch vor sich liegen.

Komm her! lies das einmal! sagte sie zu dem Mädchen, und hielt ihm die Bibel hin. Es war das Evangelium von den zehn Jungfrauen und von den ausgethanen Pfunden, und Katharina mußte das Letztere lesen von Anfang bis zu Ende. Es ging glatt und gut von Statten, die Wirthin aber sagte nichts dazu, sondern nahm ihr die Bibel fort, legte ein Zeichen an der Stelle ein, an welcher das Evangelium stand, und fragte, indem sie das Rechnungsbuch hinhielt und auf eine Stelle auf der linken Seite hindeutete: Was steht da geschrieben?

Da steht: Rathmann Kleinstieber ein Gulden! sagte Katharina, nachdem sie es sich genau angesehen hätte, denn es war nicht recht deutlich geschrieben.

Schreib's nach, hier unten auf das Papier! befahl die Wirthin, und Katharina gehorchte. Als sie fertig

war, nahm ihr die Wirthin das Blatt aus der Hand, beſah es lange, hielt's mit dem Buche zuſammen, nach welchem Katharina es nachſchreiben müſſen, und ſagte dann: Es iſt gut, ich behalte Dich hier! Aber Du biſt zu Hauſe nicht viel nütze geweſen, haſt einen hohen Nagel im Kopfe und bildeſt Dir allerlei ein. Das ſchlage Dir aus dem Sinn. Mit Perlen und Ketten herumlaufen kannſt Du nicht, denn Du biſt häßlich wie die Nacht, und die Jungen würden Dir nachſchreien. Sei ordentlich und gehorche! Im nächſten Monat muß mein Neffe, der Karl, fort zu der Garde nach Berlin auf drei Jahre. Da brauche ich Einen, der leſen kann und ſchreiben, denn meine Augen ſind nicht mehr die beſten. Dazu ſollſt Du da ſein, und wenn Du Deine Schuldigkeit thuſt, ſo ſollſt Du keinen Ueberlaß erfahren und es gut haben hier, wie Deine Mutter es gehabt hat. Nur mit Narrheiten von Geiſtern und von vornehmer Freundſchaft, damit komm mir hier nicht. Sei froh, daß ich Dich nehme und daß Du ein Dach über dem Kopfe, einen Rock auf dem Leibe und was Warmes im Leibe haben wirſt! Zum Paſtor in die Kinderlehre ſollſt Du nun auch gehen, und nun lies das noch einmal!

Damit reichte sie ihr von Neuem die Bibel hin, und Katharina mußte das Evangelium noch einmal lesen, und das Lob des getreuen Knechtes: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Geh ein zu deines Herrn Freude!“ mehrmals wiederholen. Dann nahm die Deikin ihr die Bibel fort und sagte: Ein ehrliches und treues Frauenzimmer sollst Du werden! merk Dir das! und nun geh zu Bett!

Katharina wandte sich nach der Thüre, weil sie meinte, draußen irgendwo ihre Schlafstätte zu finden, die Deikin hatte ihr aber das Lager neben sich aufschlagen lassen in der Kammer, und als sie selbst sich zur Ruhe legte, sah sie, daß Katharina schon eingeschlafen war.

Zehntes Kapitel.

Wer Katharinen anderthalb Jahre nach dem erwähnten Abende wiedersah, konnte sie zwar nicht verkennen, dazu war ihr Aussehen von jeher zu besonders und zu entschieden gewesen; aber er mußte sie gewaltig verändert finden. Denn nicht nur, daß sie zu dem schönsten Mädchen von Hela herangewachsen war, es mochte wohl auch weit im Lande umher kaum ein schöneres anzutreffen sein.

Sie war groß schlank und voll geworden, ihre schwarzen feurigen Augen hatten einen sanften Blick, ihre vollen rothen Lippen, ihre schönen Zähne zeugten von einer blühenden Gesundheit, und ihr schwarzes Haar war so reich, daß sie dessen Flechten kaum unter dem Kopftuche bergen konnte, welches sie nach Landessitte, mit großen vorn an der Stirn aufgebauschten

Schleifen und Zipfeln, über dem darunter verborgenen weißen Käppchen, der sogenannten Hülle, um den Kopf gebunden trug. Aber noch größer als diese äußere Veränderung war die Wandlung, welche sich in ihrem Innern zugetragen hatte.

Aus der Nähe ihrer Großmutter, aus der grillenhaften Willkür, mit welcher diese sie behandelt hatte, plötzlich in die strenge Zucht einer klugen und tüchtigen Frau versetzt, von der halb müßigen, träumerischen Einsamkeit zu bestimmter Arbeit, zu einem höflichen Verkehr mit andern Menschen gebracht, hatte Katharina bei diesem jähen Wechsel ihrer Lage Anfangs nichts empfunden, als eine Art von beängstigender Lähmung. Alle ihre Vorstellungen waren umgeworfen worden, sie konnte ihre eigenen Gedanken nicht festhalten. Die Großmutter hatte ihr gesagt, sie sei schön und werde vornehm werden; die Deikin versicherte ihr, daß ihre Häßlichkeit ihr nicht schaden solle, wenn sie ordentlich arbeite, und vertröstete sie damit, daß sie dann nie zu betteln brauchen werde. Bei der Großmutter hatte sie in der kleinen verräucherten Stube sich die herrlichsten Dinge von fernen Ländern und von guten Tagen vorstellen können, hier in dem hellen Hause der Deikin hatte sie

immer nur bei der Arbeit dieser Stunde an die Arbeit der nächsten, und von einem Tage zum andern zu denken gehabt, und am Abende beim Niederlegen waren Ermüdung und Schlaf ihrer stets augenblicklich Herr geworden. Im Dorfe hatte man sie nicht gemocht, hatten die Kinder sie gekränkt, die Erwachsenen sie gescholten; in der Stadt kümmerte man sich nicht um sie. Sie war mit Niemandem verwandt, sie konnte Keinem etwas in den Weg legen, und es konnte ihr Niemand ein Unrecht zufügen, denn das hätte ihre Herrschaft nicht gelitten. So hatte sie in jener ersten Zeit weder Hoffnungen noch Träume, weder Aerger noch befriedigte Rachsucht, weder Demüthigungen noch Einbildungen zu ertragen und zu genießen gehabt, und als dann vollends im nächsten Frühjahr der Neffe der Hausfrau nach Berlin zum Militair abgegangen war, dem die Kathrine, er wußte selbst nicht warum, immer im Wege gewesen war, hatte sie die Tage kaum von einander in ihrer Erinnerung zu unterscheiden vermocht, so gleichmäßig waren sie ihr hingegangen.

Im Garten und im Felde hatte sie nicht viel zu thun gehabt, der Nachbar besorgte das mit. Katharina mußte nur der Hausfrau zur Hand gehen im

Hause und im Kram, mußte es lernen die Kunden zu bedienen und den Borg anzuschreiben; denn die Deikin konnte nicht schreiben, und auch das Lesen ging ihr schwer von Statten. Sie ließ das aber Katharinen nicht bemerken, sondern schob es auf ihr schwaches Gesicht, daß sie sich mit diesen Dingen nicht mehr befaßte, und sie verstand das Befehlen so aus dem Grunde, sie war so klug und konnte die Menschen so genau beurtheilen, wenn sie nur sehen wollte, daß sie in allen Häusern der Insel mit ihrer Einsicht Bescheid wußte, wie in ihrer eigenen Wirthschaft, und daß sie in ihrer Stube neben dem Krame mehr erfuhr und mehr Rath ertheilen und mehr helfen mußte, als manchmal der Prediger selbst, der es nicht verschmähte, dann und wann bei ihr einzusprechen und Dies und Jenes mit ihr zu bereden.

Der Prediger war noch jung und noch nicht lange in seinem Amte auf Hela gewesen, als Katharina in die Stadt gekommen war und die Deikin sie ihm zum Religionsunterrichte brachte. Er hatte diese sehr dafür belobt, daß sie die Waise bei sich aufgenommen, und im Hin- und Wiederreden hatte er von ihr erfahren, wie die alte Klaassin gestorben sei, und in

welchem Aberglauben und in welchen Einbildungen ſie die Enkelin auferzogen habe. Darauf hatte der Prediger die Deikin noch mehr belobt und ihr geſagt, ſie ſolle bei ihrem chriſtlichen und klugen Sinne beharren, und er wolle ihr helfen, das Kind zur Vernunft und auf gute Wege zu bringen. Es ſei eine Sünde und eine Schande für eine proteſtantiſche Gemeinde, wenn ſolch Unweſen in ihr geduldet und ſolche Ungerechtigkeit, wie an der Klaaſſin, gegen Andersglaubende begangen würde. Sie möchte das Kind gut halten und zu allem Rechten anleiten, damit die Nachbarn ſähen, daß es ein Unſinn wäre mit der Hexerei, und daß, wer ordentlich bete und arbeite, ehrlich durch das Leben komme, wer auch ſeine Eltern und Großeltern geweſen, was ſie auch getrieben und welche Religion ſie auch gehabt hätten.

Das war ganz im Sinne der Deikin geredet, und ſie fand dabei auch ihre Rechnung. Mit dem neuen Herrn Paſtor, der gelehrt ſein ſollte wie Keiner vor ihm auf der Inſel geweſen, und der vornehme Verwandte von ſeiner Frau Seite in Danzig hatte, mit dem Herrn Paſtor gemeinſchaftliche Sache zu machen, gefiel ihr ſehr. Sie liebte es wiederzuerzählen, wie

er ihr gesagt habe, daß sie eine gescheidte Frau sei, die den Andern mit gutem Beispiel voranzugehen habe und sie unterließ es dann nicht, immer dabei zu bemerken: sie habe das ja auch schon bewiesen, als sie die Kathrine in ihr Haus genommen habe, was unter Hunderten sonst wohl nicht Einer gethan haben würde. Im Grunde aber stand sie sich dabei gar nicht schlecht, denn das Mädchen war, sobald es seine Verwunderung und seinen ersten Schrecken überwunden hatte, zu jeder Arbeit überaus anstellig und geschickt, wie die Mutter es gewesen, und Katharina hatte vor dieser noch den Vortheil voraus, daß sie lesen und schreiben konnte, was die Deikin brauchte, und daß sie ihr keinen Lohn bezahlte, weil sie sich um Gottes willen und aus Mitleid ihrer angenommen hatte.

Der Pfarrer, der es bald bemerkte, wie es mit Katharinen stand, und der nicht nur ein Prediger, sondern ein redlicher Seelsorger seiner Gemeinde war, hatte sein besonderes Augenmerk auf die junge Magd der Deikin gerichtet. Er wußte daß man die Naturanlage eines Menschen nicht verändert, er wußte auch daß die Eindrücke, welche von den ersten Pflegerinnen und von der ersten Umgebung auf ein Gemüth gemacht

worden sind, sich nicht völlig verwischen lassen; aber er war überzeugt, daß man selbst die Fehler des Menschen als Triebfedern für das Gute benutzen könne, wenn man ihnen die rechte Leitung giebt, und es war nach dieser Einsicht, daß er handelte.

Er ließ es sich nicht einfallen, Katharinen den Glauben zu benehmen, daß ihre Mutter und ihr Vater besondere Leute gewesen wären, er sagte ihr vielmehr, sie müsse, da ihre Mutter eine angesehene und brave Bürgersfrau in Danzig und ihr Vater ein tapferer Soldat unter dem Kaiser Napoleon gewesen sei, danach trachten, auch brav auf ihrem Platze zu werden. Dazu komme man aber nicht mit Einbildungen, wie der kranke Kopf ihrer Großmutter sie gehegt habe, sondern mit ehrlicher Arbeit und indem man seine Schuldigkeit thue. Vornehmer sich zu dünken als die Andern, habe sie keinen Grund, besser zu werden als Viele, liege in ihrem Willen; und je mehr man ihr um der armen thörichten Großmutter wegen Verkehrtes und Thörichtes nachsage, um so mehr müsse sie auf sich halten, daß kein Mensch einen Tadel an ihr finde und sie selbst immer mit ihrem Gewissen vor Gott, vor sich selbst und vor den Andern bestehen könne. Sie werde

dadurch freilich ihres Vaters Verwandte nicht wiederfinden, darauf sei aber überhaupt gar nicht zu rechnen, und das wären auch gar nicht Leute gewesen, die ihr helfen könnten; aber sie könne, wenn sie Verlangen trage weiter in die Welt hineinzukommen, als ehrlicher Dienstbote leicht dazu gelangen; und wenn sie dann sich wohl verhalte, so könne sie selbst sich ein gutes Loos und Zufriedenheit bereiten, ohne daß sie dazu auf Verwandte zu warten brauche, die gar nichts von ihr wüßten.

Solche Worte und solche Lehren der gesunden Vernunft wirken grade auf die Jugend, welche selbst noch wenig überlegt hat, am überzeugendsten, und sie machten auch auf Katharina einen großen Eindruck. Weil sie einen festen Sinn und ein kräftiges Gemüth hatte, gefiel ihr die Vorstellung, nur auf sich selbst angewiesen zu sein, je deutlicher sie dieselbe zu fassen vermochte, nur um so mehr; und als sie in ihrem fünfzehnten Jahre vor den Altar trat, um mit der Confirmation in die Reihe der zurechnungsfähigen christlichen Gemeindemitglieder aufgenommen zu werden, gelobte sie sich innerlich, den Pfad zu gehen, zu dem der Prediger sie angewiesen hatte, und sich so zu führen, daß kein

Tadel auf sie fallen, daß sie überall vor sich, vor Gott und vor den Leuten mit ihrem Thun und Wandel bestehen könne.

Katharina's Einsegnung geschah ein Jahr nachdem sie zur Deikin in die Stadt gekommen war, und schon dieses Jahr hatte sie verändert, denn das südliche Blut, daß sie von ihrem Vater ererbt, reift früh, und schon mit ihren fünfzehn Jahren war sie wie ein ausgewachsenes Mädchen anzusehen. Die Deikin hatte ihr zu dem Tage einen neuen Anzug machen lassen und war selbst erstaunt gewesen, wie anders Katharina erschien, nun sie einmal in ordentlichen Kleidern einherging.

Sie hatte sie selbst zur Kirche gebracht, wie es sich gehörte, und da sie keine eigenen Kinder gehabt ihr Leben lang, so hatte es ihr das Herz bewegt, als sie die arme Waise, deren Mutter aus ihrem Hause an den Traualtar gegangen, nun auch zum ersten Male zu Gottes Tisch geleitete. Der Pastor hatte in der Ansprache an Katharina noch besonders hervorgehoben, wie Gottes Hand über ihr gewaltet habe, daß die Großmutter in ihrem verworrenen Sinne doch darauf gekommen sei, sie in das Haus der Deikin zu schicken,

in dem Zucht und Gottesfurcht herrsche und Gottes Segen walte, und nachdem er Katharinen die lebenslängliche Dankbarkeit für ihre mildthätige Herrschaft als heilige Pflicht auf die Seele gebunden, hatte er denn danach auch der Deikin es an's Herz gelegt, was sie begonnen habe, auch zu Ende zu führen, und Katharinen zu halten als ein Wesen, das Gott ihr selber zugeschickt habe, und für das sie, so gut wie der Pastor selbst, einst vor Gottes Thron würde Rechenschaft abzulegen haben.

Die Deikin hatte nicht, wie die Frauen das pflegen, bei den Ermahnungen des Pastors geweint. Das war nicht ihre Art und Weise, sie hatte ein festes Herz. Aber sie hatte sich vorgenommen, nach seiner Meinung zu handeln, und es wurde ihr der Entschluß nicht schwer. Katharina war ihr gut zur Hand, und die Deikin hatte noch einen geheimen andern Grund, der ihr die junge Magd angenehm machte, den sie aber nicht merken ließ, denn das würde sie für eine Sünde gehalten haben. Gutartige alte Frauen, die selbst hübsch gewesen sind, haben nämlich meist eine stille Freude an der Schönheit junger Mädchen, und die Deikin besaß diese Neigung in hohem Grade. Sie

hatte ihre Luſt daran, es am Morgen zu ſehen, wenn das Mädchen mit ſeinen jungen kräftigen Armen ſich das ellenlange ſchwarze Haar kämmte und die Flechte aufſteckte, ſie ſah es gern, wenn es das Geſicht, vom friſchen Waſſer gerötheт, in die Höhe hob, oder wenn es die Röcke und die Schürze ſo feſt um den ſchlanken Leib band und die Jacke zuneſtelſte, die ihr nicht mehr recht paſſen wollte bei dem ſchnellen Wachsthum. Und in der Kirche, als Katharina mit ihrem rabenſchwarzen Haare einzig unter den Andern daſtand, als ſie alle ihre Altersgenoſſen um ein großes Stück überragte, da hatte ſie vollends ihre Freude daran gehabt.

Als Katharina von dem Altar kam, hatte ſie ihrer Brodherrin wie ſich das gebührte die Hand geküßt, und die Deikin hatte nichts dazu geſagt, als: Thue Deine Schuldigkeit! — Aber ſie war ſtehen geblieben und hatte den Schulzen und deſſen Frau an der Kirchthüre erwartet, die mit ihrem Chriſtian in die Stadt gekommen waren, ihn auch einſegnen zu laſſen, und ſie hatte ſie angeredet und ſie gefragt, wie es denn wäre, und ob ſie nicht auf einen Imbiß zu ihr kommen wollten?

Ihr ſeid ja der Vormund von der Katharina.

Herr Schulz! hatte sie gesagt, da gehört sich's, daß Ihr seht, wie sie es bei mir hat, und ob sie zum Guten angehalten wird. Es ist auch weit bis zu Euch heraus, und der Frau und dem Sohne wird's gut thun, wenn sie was Warmes bekommen nach der Kirche und vor dem weiten Wege nach Hause.

Der Schulz hatte sich das nicht zweimal sagen lassen, und die Frau vollends nicht. Sie waren nach dem Hause der Deikin gegangen, voran die Katharina und der Christian, und die Eltern hinterher, wie sich's gehörte. Der Christian trug heute eine neue blaue Tuchhose und eine blaue runde Jacke mit vielen schwarzen Knöpfen. Er sollte sie zugleich auf die See mitbekommen, denn das Schiff, auf dem er eingeschrieben war, lag schon im Danziger Hafen, hatte schon einen Theil seiner Ladung eingenommen und sollte in der nächsten Woche auslaufen. Darum hatte Christian auch bereits die runde Matrosenmütze auf, mit zwei schwarzen flatternden Bandenden daran, und eine silberne Uhr in der Tasche. Die Schulzin besaß sie noch von ihrem Vater her und hatte sie dem Sohne zum heutigen Tage und zum Andenken geschenkt. Dazu trug Christian neue schwere rindslederne Stiefel, weiße

Handschuhe, ebenfalls von Leder, ein schwarz seidenes Halstuch um den bloßen Hals geknüpft, ein großes buntes Schnupftuch in der Tasche, und in dem Knopfloch seiner Jacke einen Strauß. Er war ein ganzer Mann, er war des Schulzen Sohn, und er fühlte sich als ein Mann und vornehm.

Den weiten Weg über, den er am Morgen von seinem heimischen Dorfe nach der Stadt gemacht hatte, war ihm immer gewesen als müsse jeder Baum im Walde sich über ihn verwundern, als müsse die Stadt Hela überrascht sein von seinem Aufzuge, und wie er Katharinen erscheinen und was sie denken würde, wenn sie ihn so vor sich erblickte, das hatte ihm vollends keine Ruhe gelassen. Weil er immer nach ihr hinüber gesehen, hatte er wenig von der Predigt und von den Vorstellungen des Pastors vernommen. Er hatte fortwährend darüber nachgedacht, wie er es machen sollte, sie beim Ausgange aus der Kirche anzureden, damit sie auf ihn achten müsse; und wie es Jedem geht, der einen großen Anlauf zum Ueberschreiten eines Hindernisses nimmt, und danach gewahrt, daß gar kein Hinderniß vorhanden gewesen, so war er verblüfft und erschrocken, als die Deikin seine Eltern in ihr Haus

einlud und er nun mit Einem Male erreicht sah, wonach er den ganzen Tag getrachtet hatte.

Er hatte Katharinen das ganze Jahr hindurch allwöchentlich gesprochen, sie hatten ohne Streit und ohne Neckerei mit einander verkehrt, und sie wußte es auch, daß er in der nächsten Woche zu Schiff gehen sollte. Aber als er jetzt neben ihr herging, sie mit dem neuen Anzuge und er mit dem seinen, sie mit dem alten messingbeschlagenen Gesangbuch ihrer Mutter und er mit dem seinen, sie mit ihrem Strauße von Gilken und Geranium, von Marienblättern und von Wicken in der Hand, und er mit seinem Strauße in dem Knopfloch, und Vater und Mutter im Sonntagsputz, und die reiche Deikin aus der Stadt hinter ihnen Beiden her, da fiel es ihm gar nicht ein, daß er mit Katharinen reden könne, da wurde ihm erst feierlich zu Muthe, und jetzt erst hätte er weinen können, wie die andern Confirmanden in der Kirche gethan hatten.

Die Sonne schien so warm herunter, die Bäume in des Pastors Garten an der See waren so grün und das Wasser so blau, und die Leute in Hela waren alle so hübsch angezogen zu dem guten Wetter und zu der Einsegnung, und weil es Sonntag war. Es war

Alles so schön, daß er mit einem Male gar nicht daran denken konnte, von der Insel weg zu gehen und Vater und Mutter zu verlassen, und vielleicht die Insel und Vater und Mutter niemals wieder zu sehen, und die Katharina dann auch nicht.

Sein Stolz vom Morgen war ganz wie verschwunden. Er dachte nur an alle die Schiffe, die untergegangen waren, und an das holländische Kuffschiff, welches erst vor ein Paar Jahren beim Sturmwetter hier auf den Strand gelaufen war bei Nachtzeit, daß man ihm gar nicht hatte helfen können, und wie die ganze Mannschaft untergegangen war. Er hatte damals schon beim Bergen des Gutes mit geholfen. Er besann sich genau, wie an dem Morgen auch eine runde Mütze mit langen Bandenden, grade wie die seine, gefunden worden war, und er nahm seine Mütze ab, besah sie und dachte, wer die einmal fände, der würde sich sehr freuen können, denn sie war nagelneu und schön. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er überhaupt auf seinen Tod und auf solche Dinge kam. Es drückte ihm vor Traurigkeit das Herz fast ab.

Im Hause bei der Deikin war es heute wie in einem Danziger Kaufherrnhause. Sie hatte den Kram

geschlossen des Feiertags wegen, und es glänzte und leuchtete Alles vor Sauberkeit. Der Sand, den Katharina am Morgen auf den Flur gestreut, war noch unzertreten, die gehackten Kiefernzweige waren in breiten Streifen um die Tische und Schränke gelegt, das Messing-Geräth auf dem Schanktisch glänzte wie Gold, und die Gardine vor dem Glasfenster, das aus der Stube nach dem Laden ging, war so weiß gewaschen, daß sie glänzend schimmerte.

Der Schulz und seine Frau und Christian waren schon oftmals bei der Deikin im Laden gewesen, bis in die Stube war aber Keiner von ihnen noch jemals gekommen. Keiner von ihnen hattte es gesehen, daß diese Stube grün angestrichen war, daß sie ein Kanapee hatte, mit schwarzem Wollenzeug bezogen, und vor dem Kanapee einen Klapptisch, der am Sonntag mit einer schönen Serviette von ungebleichtem Leinen mit Rothgarnmustern bedeckt war. Sie traten in die Stube ein, wie sie in die Kirche eintraten, mit dem Gefühle, daß ihnen etwas sehr Besonderes geschehe. Der Schulz ging vorwärts, die Frau that es ihm nach, weil sie es sich nicht wollte merken lassen, wie vornehm ihr hier Alles erschien, und sie setzten sich sogar un-

aufgefordert nieder, aber auf die Stühle nicht weit von der Thüre, und der Christian blieb an der Thüre stehen.

Die Deikin bemerkte das Anfangs nicht, denn sie hatte ihr großes Schlüsselbund aus dem Schranke herausgenommen, dasselbe das sie sonst immer im Bande ihrer schwarzen Bombassinschürze trug, und langte aus dem eingemauerten Spinde die englischen Tassen herunter, auf denen unter rothen Bäumen allerlei buntfarbige Vögel und Thiere spazieren gingen. Dann schickte sie Katharinen hinaus in den Kram, Kaffee zu holen, welcher gleich gemacht werden sollte, nahm selber aus einem Papier die echt silbernen Kaffeelöffel hervor, legte sie in die Tassen und brachte Weißbrod und eine ganze Büchse voll frischer Butter herbei, die Sahne nicht zu vergessen und die große Schale voll großgeschlagener Zuckerstücke vollends nicht.

Sie sprach dabei im Herumgehen grade wie der Pastor. Sie dankte dem Schulzen, daß er dazumal für die Klaassin den Brief geschrieben und die Katharina dadurch zu ihr gebracht habe, die sie mit Gottes Hülfe und nach Gottes Willen zu einem ordentlichen Frauenzimmer zu erziehen denke. Sie erzählte, wie sie ihr

neue Hemden gemacht, ihr schon zwei Anzüge angeschafft habe, einen für die Woche und jetzt für die Einsegnung den zweiten. Sie gab dem Schulzen zu hören, wie es nur darauf ankomme dem Menschen vernünftig zuzureden, damit er seine Einbildungen los werde, und sie schloß damit, daß sie sich über die Katharina nicht zu beklagen habe. Der Herr Pastor habe Recht: wie man in den Wald hineinrufe, so schalle es zurück. Wer ein gerechter Herr sei, der erziehe sich auch getreue Diener; und wenn man früher — sie sagte nicht: im Dorfe! sondern früher — und wenn man früher die Klaassin und die Katharina nicht mit Aberglauben angesehen und behandelt, sondern als seines Gleichen traktirt hätte, so würde man sich über Beide nicht zu ärgern und nicht zu beschweren gebraucht haben.

Der Schulz und seine Frau hörten das an und machten sich ihre Gedanken dabei, und der Christian hatte die seinen. Der Schulz, der da wußte, daß auf eine Rede eine Antwort gehöre, sagte: Sie haben gar nicht Unrecht Madam Deikin. Ich habe selber für mein Theil immer über den Aberglauben meinen Aerger gehabt und ihm gesteuert wo ich konnte. Ich habe

immer gesagt, die Klaassin ist Nichts als ein altes elendes Weib, um das sich zu kümmern gar nicht lohnt; aber, fügte er dann hinzu, wie's auf die Länge mit der Kathrine gehen wird, das muß man noch erst abwarten, denn es steckt ihnen Allen doch Etwas im Blute.

Die Deikin, die sich heute erst recht bewußt geworden war, wie viel Gutes sie an dem Mädchen gethan, und die es deshalb heute wirklich lieb gewonnen hatte, schüttelte den Kopf. Es steckt Nichts im Blute, was bei tüchtiger Arbeit nicht heraus geht. Die Kathrine hält was auf sich, und das soll der Mensch auch.

Darauf wagte der Schulze der Deikin so wenig zu entgegnen, wie dem Herrn Pastor auf der Kanzel. Sie konnten Beide besser mit dem Worte fertig werden als er, und wenn die Deikin mit der Kathrine zufrieden war und sie weiter behalten und versorgen wollte, konnte es ihm nur recht und lieb sein. Er schwieg also still, aber die Schulzin, die doch auch nicht ganz stumm dagesessen haben wollte, und doch auch zeigen mußte, daß sie reden konnte wenn sie nur wollte, rückte sich breit auf ihrem Stuhle zurecht und sagte: Das wird wohl so sein, daß es mit der Klaassin nicht so

ſchlimm war, wie man's machte. Die war es auch im Grunde nicht; es kam vielmehr erſt mit der Offiziers-Kathrine in das Haus. Es ſteckte in den Ohrringen und in den Perlen, zu denen ſie nicht auf rechte Weiſe gekommen ſein konnte. Der Feind hat's ja auch hier bis aus den Kirchen genommen. Die Sachen hätten nur gleich verbrannt oder vergraben werden ſollen, dann hätte es ihnen Ruhe gelaſſen. Das habe ich immer geſagt, und die Madam Deikin wird das wohl auch gemerkt haben, denn ſie hat's ihr ja auch abgenommen.

Gar nicht, gar nicht! rief die Deikin. Grade umgekehrt! Katharina ſelbſt hat die Sachen abgethan, ehe ſie eine Stunde in meinem Hauſe war, und ganz von freien Stücken. Und nun grade ſoll ſie's tragen! fügte ſie hinzu, ſich ihres Uebergewichtes recht bewußt werdend. Aber ſie brach davon ab, weil Katharina eben hereintrat, das ſchwarze bemalte Kaffeebrett auf der Hand tragend, auf dem ſie geſchickt die Kanne und den Sahntopf in der Schwebe zu halten wußte. Sie hatte vollkommen das Anſehen und das Geſchick eines ehrbaren jungen Dienſtmädchens erhalten, das finſtere wilde Weſen war ganz verſchwunden, und ſie wollte, weil

Gäſte da waren, davon gehen, als ſie den Kaffee aufgetragen hatte. Die Deikin behielt ſie aber in der Stube.

Sie lud den Schulzen und ſeine Frau ein, ſich an den Tiſch heran zu rücken, aber ſie hieß ſie nicht, ſich auf das Sopha zu ſetzen, auf dem ſie allein ſich niederließ. Dann rief ſie den Chriſtian heran, und zuletzt auch die Katharina. Sie gab Allen zu eſſen und zu trinken, nöthigte herzlich und dringend zuzugreifen, denn ſie war eine gaſtfreie Frau; es ſchmeckte auch Allen vortrefflich, und ſie ließen es ſich nicht zwei Mal ſagen. Nur der Chriſtian hatte keinen Hunger. Ihm lag immer noch das geſtrandete Schiff im Sinne, und die runde Mütze von dem ertrunkenen Matroſen, und wenn er dazwiſchen aufſah und Katharinen anblickte, ſo nahm er ſich vor, ſie zu fragen, was ſie wohl ſagen würde, wenn er ſo unterginge, und es fände ein Anderer die ſchöne neue Mütze, die er heute erſt bekommen hatte.

Dazwiſchen raſſelte draußen mehrmals die Klapper, die unten an der Ladenthüre angebracht war, daß man es gleich hörte wenn Jemand in das Haus kam, und die Deikin ſagte dann jedes Mal: Kathrine geh' ſehen

wer da ist! — Und Katharina ging hinaus und verkaufte, was man haben wollte, und brachte das Geld herein.

Dem Christian wurde es immer wunderlicher, er kannte sie nicht mehr, das war nicht mehr die Kathrine aus dem Dorfe und aus dem Walde. In seiner Bedrängniß fiel es ihm mit Einem Male ein, er wolle ihr erzählen, daß der Pinor schon alt und grau sei und bald sterben werde, aber er kam auch dazu nicht, denn die Deikin sah ihn an und fragte, ob er noch Etwas haben wolle, und wenn er's auch ahnte, daß Vater und Mutter ihn nachher dafür schelten würden, daß er den Mund nicht zum Reden aufmachen können bei der Deikin, obschon er ein großer und eingesegneter Mensch sei, er konnte keine Sylbe sprechen, sondern schüttelte nur verneinend den Kopf.

Wie sie denn sah, daß Niemand mehr zugriff, stand die Deikin auf, und der Schulz und die Frau machten es ihr nach. Der Schulz nahm seinen Hut und die Schulzin ihr großes Tuch, denn es war spät, wie sie sagten, und sie wollten sich auf den Weg machen. Die Deikin aber hielt sie noch zurück und ließ auch die Katharina noch da bleiben.

Ihr habt vorhin gesagt Frau Schulzin, sprach sie, ich hätte mit der Kathrine gut auskommen können, weil ich ihr die Ringe und die Perlen abgenommen habe, in denen nichts Gutes stecke. An den Sachen liegts aber nicht. Es kommt nur darauf an, was der Mensch sich dabei denkt und daraus macht. Und damit Ihr's seht und wißt, so soll die Kathrine von heute ab, da sie nun unter die Erwachsenen aufgenommen ist, ihre mütterlichen Erbstücke vor aller Welt Augen auch in Gottes Namen tragen.

Ein Strahl von unbeschreiblicher Freude flog über des Mädchens Gesicht. Es wurde roth bis an das Haar und bis zur Kehle, und mit stummer Frage zu seiner Brodherrschaft hinblickend, griff es unwillkürlich mit der Hand nach dem Beutelchen, das es wie einst die Großmutter an seinem Halse trug.

Nimm's nur heraus! sprach die Deikin, und mache Dir den Ausputz an!

Katharina gehorchte mit bebender Hast. Verlegenheit, Freude, Stolz bestürmten sie auf einmal. Sie richtete sich hoch in die Höhe, als sie die Ohrringe eingehängt, die Perlen hinten am Halse zugebunden hatte, aber sie konnte die Augen nicht aufschlagen,

weil der Schulz und die Schulzin und der Christian sie darauf ansahen.

Die Deikin aber schaute das Mädchen mit Ueberlegenheit und mit Wohlgefallen an. Das trägst Du nun, sagte sie, weil Du Deine Schuldigkeit gethan hast; thust Du sie nicht, so ist's damit vorbei, und Jeder kann es dann bemerken. Danach richte Dich!

Sie wandte sich gleich darauf von Katharinen ab, hieß sie, das Kaffeegeräth forttragen und reinigen, und das Mädchen ging hinaus. Der Christian aber fing wie ein Geschlagener zu weinen an und konnte nicht Antwort geben, als man ihn fragte, was ihm geschehen sei? Endlich, als die Mutter schalt und der Schulz ihn bedrohte, als die Deikin ihm sagte, daß es eine Schande sei für einen eingesegneten Menschen, sich zu betragen wie ein Wickelkind, brachte er es endlich heraus.

Ich werde wohl ersaufen! rief er, und dann kann sie ihre Perlen tragen bis zum jüngsten Tag!

Es wußte zuerst Niemand, was man daraus machen sollte. Die Schulzin jedoch sah die Deikin an und sagte: Ich hab's ja gesagt, daß es damit nicht richtig ist; aber freilich uns vom Lande glaubt man nicht.

Und so klug sie hier auch sind, die Madam Deikin und der Pastor, wir haben's doch länger mitten unter uns gehabt, und grade der Junge hat es nie vertragen können, dem haben sie's in ihrer Bosheit schon ein Paar Mal angethan.

Sie zog ihm dabei sein Schnupftuch aus der Brusttasche, daß er sich das Gesicht abwischen sollte, und dann bedankten sie sich für das genossene Gute und die Ehre, und gingen ihrer Wege. Die Katharina kam gar nicht mehr zum Vorschein, ihr Vormund und die Andern fragten gar nicht nach ihr, und die Deikin war ärgerlich, daß sie sich mit dem Volke eingelassen hatte. Grade darum aber nahm sie sich vor, nun erst recht ihren Willen mit der Katharina durchzusetzen. Sie wollte zeigen, daß ihr an anderer Leute Reden nicht mehr gelegen sei, als an dem Sperlinge, der auf ihrem Dache sitze.

Eilftes Kapitel.

Als die Deikin dem Herrn Pastor die Einsegnungsgebühren für Katharina abtragen ging, die sie für die arme Waise zu entrichten im Grunde gar nicht nöthig gehabt hätte, nahm sie sich dafür auch die Freiheit, ihm lang und breit zu erzählen, was ihr mit des Mädchens Vormund und mit dessen Frau und Sohn am Einsegnungstage begegnet sei. Der Pastor hörte ihr ruhig zu, und da eben seine Frau in das Zimmer trat, berichtete er ihr was er eben vernommen hatte.

Gesunde Vernunft und gutes Beispiel, sagte er, können allein Etwas gegen solche Vorurtheile ausrichten, und da wir in unserer braven Madam Deike hier einen guten Beistand gefunden haben, so wollen wir es uns auch gemeinsam angelegen sein lassen, der Kathrine fortzuhelfen. Sie haben sehr recht gethan liebe Frau,

daß Sie ihr das Tragen ihrer Reichthümer erlaubten. Sie verlieren dadurch das Geheimnißvolle für sie und das unheimlich Wunderbare für Andre, und soll denn einmal eine besondere Kraft darin stecken, so wollen wir diese, wie Sie es gethan haben, in eine segenbringende verwandeln. Der Schmuck soll ihr ein Zeichen sein, auch ihre Seele zu schmücken, und wie ich sie beobachtet habe, wird sie es nicht dahin kommen lassen, daß er ihr zur Strafe abgenommen werden muß. Wir wollen aber gemeinsam über das Mädchen wachen, und wenn Sie liebe Madam Deike, einmal an demselben Etwas bemerken was Ihnen nicht gefällt, so melden Sie es nur mir oder auch meiner Frau, denn ich mache mir das Heil dieser jungen Seele recht zur besondern Aufgabe.

Die Deikin, welche sich auf diese Weise in einen engeren Verkehr mit dem Pastor und mit dessen Frau versetzt fand, ging befriedigt nach Hause, und wie sie denn Nichts halb zu thun pflegte, so beschloß sie, von jetzt ab für das Mädchen zu sorgen wie für ihr eigen Kind, und Katharina lohnte ihr die Güte und die Sorge reich und dankbar. Was sie der Deikin an den Augen absehen, was sie ihr leisten und ersparen

konnte, das that ſie willig. Die haushälteriſche Frau hatte, um von dem Mädchen doch auch den möglichſten Vortheil zu ziehen, es zu der Näherin geſchickt, welche die Kleider machte für die ganze Stadt, und Katharina hatte ſeine Arbeit von dieſer geſchickten Perſon gelernt, daß ſie ſich überall damit ſehen laſſen konnte. Rührig im Handel des Kramladens, freundlich im Menſchenverkehr, gefällig wo ſie den Nachbarn Etwas leiſten konnte, und der Deikin unentbehrlich wie ihre rechte Hand, galt die ſchöne Katharina als das Muſter des ganzen Städtchens, ja ſie brachte ihrer Herrſchaft durch ihr Daſein recht eigentlichen Vortheil. Manch Einer, der ſonſt nicht daran gedacht hätte, in den Laden der Deikin zu treten und ein Glas Branntwein oder einen Bittern für den Magen zu trinken, kam jetzt mit einem ſolchen Vorwande in das Haus hinein, um ſich von der ſchönen Katharina bedienen zu laſſen, und es währte nicht lange ſo gab es Einige, die öfter als die Andern kamen, und Zweie, von denen man ſagen konnte daß ſie niemals fehlten.

Der Eine war des Bürgermeiſters Hoffmann Sohn, der Andere der Sohn des alten Meinart, des zweiten Wächters, der auf dem Leuchtthurm wachte. Sie

waren Beide ſchon in Danzig ihre Zeit unter den Soldaten geweſen, und Beide in dem Alter, in welchem ein Mann daran denken mag ſich einzurichten. Zu leiden waren ſie Beide, und eine Frau zu ernähren durften ſie ſich zutrauen, wenn's einmal ſo weit kam.

Des Bürgermeiſters Wilhelm hatte als ein Bürgersſohn ſeinen Antheil an den Netzen, verſtand ſein Gewerbe gut, und Jedermann im Orte wußte es, daß von den beiden Häuſern, welche der Bürgermeiſter eines neben dem andern, der Deikin gegenüber, beſaß, das kleinere dem Wilhelm zukommen ſollte, ſobald er ſich auf ſein Eigen niederlaſſen würde. Es gehörte ein hübſches Stück Gartenland dazu, es fehlte auch an mancherlei Hausrath in dem Hauſe nicht, denn man pflegte den Danziger Regierungs-Kommiſſarius und den Phyſikus darin einzulogiren, wenn ſie nach der Inſel kamen, und es gab keine Bürgerstochter, die nicht im Vorbeigehen in die Fenſter dieſes Hauſes hinein ſah, und die nicht daran gedacht hätte, daß es ſich gut darin wohnen laſſen würde.

Gotthard des Wächters Sohn hatte freilich noch kein Eigen. Die Meinarts waren auch keine Hela'ſchen Bürgersleute, ſondern der Alte war ein Danziger Lootſe,

den das hohe Admiralitäts-Kollegium von Danzig, wo er zu Hause gehörte, zum Wächter auf dem Leuchtthurm bestellt, als man die alte Feuerbake auf Hela abgebrochen und den neuen Leuchtthurm aufgerichtet hatte. Es war indessen seit Jahren festgesetzt und abgemacht, daß Gotthard dem Vater einmal im Amte folgen würde, weil er sich's habe müssen zu sauer werden lassen in der Lootsenzeit.

Katharina hätte kein Frauenzimmer sein und keine Augen und Ohren haben müssen, hätte sie nicht wissen sollen, weshalb die beiden jungen Männer kamen. Aber die Deikin war auch ein Frauenzimmer und hatte auch ihre Augen und Ohren, und sagte Katharinen, was davon zu denken sei.

Setze Dir Nichts in den Kopf, sagte sie, wenn die beiden jungen Männer nach Dir gehen, die sind nicht für Dich. Ein Hela'scher Bürgerssohn freit sich kein Mädchen das nicht eine Bürgerstochter ist. Und wenn der Wilhelm es auch wollte, sein Vater litt es nicht und kann's nicht leiden, denn das schickt sich nicht, ich litt's auch selber nicht. Ich schickte Dich eher fort von hier. Und was den Gotthard angeht, der von auswärts ist, wo sie weniger auf sich halten und auf

ihren Stand, als hier bei uns zu Lande, der hat Nichts und kann kein Mädchen nehmen, das auch Nichts hat. Er muß ſehen eine Bürgerstochter zu bekommen, die ihm Etwas zubringt. Sie wiſſen das Beide auch recht gut, und probiren nur was Du Dir bieten läßt. Du dienſt und mußt auch weiter dienen, danach achte Dich und halte Dich! Du kannſt hier am allerwenigſten eine üble Nachrede vertragen und haſt nicht wohin, wenn's hier mit Dir nicht geht!

Und Katharina achtete ſich danach und hielt ſich auch danach, aber das grade machte ihre beiden Bewerber nur noch eifriger. Wenn ſie zu Anfang vielleicht keine ernſtlichen Gedanken und Abſichten gehabt, ſondern nur ihr Glück hatten probiren wollen, ſo ſetzte ſich durch des Mädchens Zurückhaltung das Verlangen nach ihr und die Neigung zu ihr in allen Beiden feſt.

Wer aber ſeine Augen und ſeinen Sinn nur auf Einen Punkt gerichtet hat, der vergißt die andern und ſieht nicht mehr, was um ihn vorgeht. Das war wenigſtens des jungen Hoffmann Fall. An ſeinen Vater dachte er bei ſeiner Liebſchaft gar nicht, und wer und was das Mädchen, und wer und was die Deikin war, das vergaß er ebenfalls. Er meinte viel-

mehr, er brauche es nur zu ſagen, um Katharinen zur Frau zu bekommen. Er meinte, daß es ihm gar nicht fehlen könne. Katharina brauchte ja nur zu ſeines Vaters Häuſern hinüber zu ſehen, und zu bedenken, daß ſie in dem einen wohnen könne. Und des Wächters Gotthard meinte auch, daß es ihm nicht fehlen würde. Das Mädchen hatte ja Augen und mußte ſehen wie lieb er es hatte. Der Wilhelm verließ ſich darauf, die Deikin werde der Katharina, die ſie mehr und mehr wie ihr eigen Kind hielt, ein Erkleckliches zur Mitgift geben, und werde ſeinen Vater bereden helfen, daß er in die Heirath willige, obſchon Katharina keine Bürgerstochter und ohne Verwandtſchaft und Freundſchaft in der Stadt war. Und des Wächters Sohn war ganz gewiß, daß der Bürgermeiſter, obſchon er doch auch nur ein Fiſcher war, ſeinem Aelteſten die Heirath mit der Magd der Deikin nicht erlauben würde. Sicher glaubten ſie ſich Beide, und ſicher des Mädchens wußte ſich auch die Deikin, und Katharina hatte damals gute Tage.

Ihre Hausfrau lobte ſie, daß ſie Etwas auf ſich hielt, die Bürgerstöchter fanden es recht, daß ſie nicht vergaß, wer und woher ſie war, und die Zeit ging die

Jahre lang glatt und ruhig hin, bis eines Tages, grade als im Frühling das Grün wieder in dem Walde hervorbrach, der Landpostbote einmal für die Deikin einen großen Brief abgab. Der Brief kam nicht von Danzig her, sondern von weiter her; sie mußte viel dafür bezahlen. Aber sie bezahlte es ohne Widerrede, denn er war aus Berlin geschrieben, mit ihres Neffen eigener Schrift. Es war lange her, daß er keine Nachricht von sich gegeben hatte, und Katharina mußte ihr augenblicklich lesen, was in dem Briefe stand. Er lautete aber also: „Liebe Tante! Ich schreibe heute diesen Brief und schicke ihn nach Hause, weil auf nächsten August meine Zeit nun um ist. Die drei Jahre sind um, und es ist mir recht gut gegangen, daß ich mich nicht habe zu beklagen gehabt, und habe vielerlei gesehen in der großen Stadt, und viel Ehre gehabt im Militär vor allen Bürgersleuten und sonst. Ich bin auch darauf und daran gewesen, daß ich mich für immer engagiren wollte; denn des Königs Rock ist doch eine Ehre, und in der großen Stadt Berlin zu bleiben, hätte mir auch gefallen können. Es wäre denn aber gleich auf neun Jahre gewesen, und wo ich dann hingekommen wäre, das war nicht zu sagen, und her-

nach hätte ich Euch zu Hause nicht mehr am Leben gefunden. Das ist mir zu Herzen gegangen, und weil ich doch einmal Alles bekommen soll und muß, und auch ein Hela'sches Kind bin, so habe ich mir denn vorgenommen, und Alles hier aufgegeben, was ich mir wegen des Königs Rock und der Zukunft gedacht habe. Auf Bartholomäi werden wir entlassen. Ich komme vom Regimente zurück, und wenn Ihr mir wollet Etwas für die Reise schicken, so wäre mir das lieb, denn ich habe weiter Nichts, und lange Nichts bekommen, der ich verbleibe meiner Tante getreuer Neffe Karl Deik, Grenadier im Kaiser-Alexander-Grenadier-Regimente zu Berlin."

Die Deikin war nicht von denen, welche gleich mit dem Worte bei der Hand sind. Sie war still als Katharina den Brief beendigt hatte, nahm ihn ihr fort, legte ihn ein Ende vor sich auf den Tisch, und den ganzen Tag über redete sie keine Sylbe von der Sache. Aber grade daran glaubte Katharina zu erkennen, daß ihr Etwas an des Neffen Brief nicht recht gewesen sei, und sie irrte sich darin nicht.

Vor drei Jahren, als Karl fortgegangen, hatte die Deikin das nicht gern gesehen, denn sie war an ihn

ſeit ihres Mannes Tode gewohnt geweſen. Nun er wiederkommen wollte, hätte ſie gewünſcht er bliebe in Berlin. Denn wo ein Menſch fortgeht, tritt meiſt ein Anderer an ſeine Stelle, und es giebt wenig Leute auf der Erde, die ihren Poſten nicht eingenommen, ihren Platz im Leben und in den Herzen ihrer Genoſſen nicht beſetzt und ausgefüllt finden, wenn ſie nach langer Entfernung wiederkehren.

Ein großer Arbeiter war Karl nie geweſen. Er hatte in der Genoſſenſchaft, in die er als Erbe ſeines Onkels eingetreten war, beim Fiſchfang nur eben gethan was er grade zu thun nicht laſſen konnte, aber müßig mit der Pfeife vor dem Laden der Deikin zu ſitzen und mit den Leuten zu diskuriren, die in demſelben ein und aus gingen, war ihm immer lieber geweſen. Was er der Tante mit Schreiben und Rechnen geleiſtet, das erſetzte die Katharina ihr vollkommen, und zur Hand und hülfreich und ehrerbietig war ſie ihr weit mehr als Jener. Die Deikin hielt auf ihren Willen, den hatte ſie mit dem Mädchen jetzt im Hauſe ohne Widerrede. Der Karl aber, der zu Bartholomäi wiederkommen ſollte, war inzwiſchen vierundzwanzig Jahre alt geworden, war ein Mann, und Männer

nehmen sich den einzelnen Frauen gegenüber immer eine Herrschaft heraus, auch wo sie ihnen gar nicht zusteht. Das hatte die Deikin überall erfahren wo sie mit ihren offenen Augen hingesehen hatte, und den Neffen in das Haus zu bekommen, der sich, wie er in seinem Briefe schrieb, schon ohne Weiteres als ihren Erben ansah, der vielleicht nur darauf wartete, daß sie ihre Augen schloß, das paßte ihr vollends nicht in ihren Sinn.

Am Abende als sie den Kaffee vom Feuer nahm, der ihre Nachtmahlzeit ausmachte, und für sich und Katharina das Brod abschnitt, besah sie das Brod, als hätte sie es nicht am Mittage erst in der Hand gehabt, oder als wisse sie nicht wie groß und schwer es sei. Nichts als ein Messer mehr! sagte sie, und legte das Brod wieder in den Schrank. Weiter sprach sie Nichts davon. Nur als sie sich zum Schlafe niederlegte, rechnete sie aus, wie lange es noch bis Bartholomäi hin sei, und Katharina die das hörte, dachte, wie rasch die Zeit vergeht und daß die Paar Sommermonate bis zum August gar nicht lange dauern würden.

Die Nachricht aber von Karl's Rückkehr wußte man schon in den nächsten Tagen in der ganzen Stadt,

und es waren unter ihren Bewohnern zwei vorhanden, die sich ganz besonders damit zu schaffen machten. Weder des Bürgermeisters Sohn noch der Gotthard vom Leuchtthurme konnten mit Gleichgültigkeit daran denken, den Neffen der Deikin, den ausgedienten Garde-Grenadier, der obenein auch ein Hela'scher Bürgerssohn und der Deikin Erbe war, in der Nähe der Erwählten zu wissen, und Beide wurden nur eifriger in ihrem Werben um des Mädchens Gunst.

Jedermann, der es nicht ohnehin gewußt hatte, sah es jetzt, daß der Wilhelm nicht mehr von der Thüre der Deikin fortkam, daß er sich bald dieses bald jenes Gewerbe bei ihr machte, und daß man sicher sein konnte ihn zu finden, wo immer sich die Katharina blicken ließ. Der Deikin gefiel das nicht, sie konnte ihm aber den Laden doch nicht verbieten; sich gegen des Bürgermeisters Sohn auflehnen, wollte sie auch nicht gern, und sie verließ sich auf das Mädchen. Dem Bürgermeister selber gefiel des Sohnes Werbung indessen noch viel weniger, er dachte es aber nicht mit diesem, sondern mit Katharinen auszumachen, und wählte sich dazu seine rechte Zeit.

Es war Anfang Juni und just Pfingsten, und die

Leute waren alle in die Kirche gegangen. Der Bürgermeiſter hatte es geſehen wie die Deikin in ihrem beſten Anzuge bei ſeinem Hauſe vorbeigekommen war, er hatte ſich ſelber auch angezogen und Frau und Sohn vorangeſchickt. Dann aber, als er wußte daß ſie in der Kirche wären, hatte er ſich raſch aufgemacht und drüben bei der Deikin die Katharina aufgeſucht.

Als die Klapper an der Thüre des Flures raſſelte kam Katharina aus der Küche heraus. Es war nicht ſelten, daß der Bürgermeiſter in den Laden kam ſich ſeinen Schnupf- und Rauchtabak zu holen; nur daß er am Sonntag und unter der Predigt kam, das fiel ihr auf, und ſie fragte womit ſie ihm dienen könne.

Dienen kannſt Du mir mit Nichts! ſagte er kurz, aber ich habe mit Dir zu reden! Komm hinein! fügte er hinzu, und ging in die Stube der Deikin, als ſei es ſeine eigne und als gehöre er dahin.

Katharina ſah das mit Befremden. Die Ahnung, daß er ſeines Sohnes wegen zu ihr komme, regte ſich in ihr, aber ſie konnte nicht begreifen was er in der Stube ihrer Herrſchaft zu holen oder zu ſuchen habe, und um ihn von dem Eintritt in dieſelbe zurückzuhalten, ſagte ſie: Die Frau iſt nicht zu Hauſe!

Das weiß ich und darum kam ich! entgegnete der Bürgermeiſter, ging in die Stube hinein und ſetzte ſich auf den Stuhl nieder, der neben dem Sopha an dem Tiſche ſtand.

Das Mädchen fühlte eine Anwandlung von Furcht. Weil ſie jedoch im Grunde muthig war und ein gutes Gewiſſen hatte, ſchämte ſie ſich derſelben. Sie legte ihre Küchenſchürze von ſich, daß ſie ſonntäglich ſauber anzuſehen war, wiſchte ſich ſchnell noch ihre Hände ab, und dem Bürgermeiſter in das Zimmer folgend, fragte ſie raſch entſchloſſen: Was ſoll ich und was wollt Ihr von mir, Herr Bürgermeiſter?

Der Bürgermeiſter hatte das ganze Bewußtſein ſeines Ranges und ſeines Standes. Er war der erſte Mann auf der ganzen Inſel, denn ſelbſt der Herr Paſtor konnte ohne ſeine Zuſtimmung nicht gewählt werden und nicht viel unternehmen in ſeinem Amte, wenn der Bürgermeiſter ihm entgegen war. Der Kommiſſarius von Danzig war hier, wenn er nach Hela kam, nur ſeines Gleichen, und es gab Niemanden in der ganzen Stadt, der ihm ſein Anſehen ſtreitig machen konnte. Er fühlte ſich als Oberherrn. Wen er lobte, den beglückte er, wen er zur Rechenſchaft zog, für den

war es ein Unglück, und man schätzte und fürchtete ihn je nachdem, weil man es wußte, daß er nicht viel Federlesens machte. Er war noch nicht so hoch in Jahren, daß er nicht hätte, so gut wie die Andern zur See auf den Fischfang hinausgehen können, aber mit seinem Amte, das er früh erhalten hatte, war ihm auch früh die Korpulenz gekommen, und mit der Korpulenz die wahre äußere Würdigkeit. Er hatte dreifache Antheile an allen großen Netzen, indeß er ließ die Söhne für sich hinausgehen, und nur beim Theilen trat er ein. Dann aber konnte man sagen, wenn man ihn dastehen sah, mit seinem breiten Rücken, auf den dicken kurzen Beinen, die Pfeife in den wulstigen Lippen, die Hände in den Taschen und die scharfen grauen Augen auf die Arbeit der Theilenden gerichtet, daß Keinem ein Unrecht geschähe, dann konnte man sagen, daß der Mann an seinem Platze stand und seinen Posten wohl ausfüllte; und es lebte nicht Einer in dem Orte, der Widerrede gewagt hätte, so lange der Bürgermeister das Theilen überwachte.

An Widerrede war er überhaupt nicht gewohnt, und es erschien ihm schon als eine solche, daß Katharina ihm mit ihrer entschiedenen Frage nach seinem Begehren

das Concept verdarb. Er hatte sich hingesetzt, breit und fest, als solle er zu Gericht sitzen für Stunden lang. Er hatte seine beiden dicken Hände nach innen gewandt auf die Knie gestützt, und hatte sich eben anschicken wollen, das Mädchen zum Herantreten mit Strenge aufzufordern, damit es im Voraus empfinde, was ihm bevorstehe, und daß es eine Schuldige sei. In alle dem hatte die entschlossene Frage Katharinens ihn gestört, die ihm als eine beispiellose Dreistigkeit und Frechheit auffiel. Sein Zorn wallte auf, er bemeisterte ihn aber, nahm seine Dose heraus, schnupfte langsam eine Prise, denn er hatte sich den Kautabak abgewöhnt, seit er zu Amt und Würden gekommen war, und sagte, der Frage Katharinens gebieterisch begegnend: Was ich will? Ich will, daß Du schweigen und nur antworten sollst, was ich Dich frage. Sage wie Du heißt!

Katharina sah ihn an, als habe sie ihn nicht verstanden. Sie konnte nicht einsehen, weshalb er sie um Etwas fragte, was er wußte, und zögerte zu antworten. Sage wie Du heißt! befahl darauf der Bürgermeister dringend.

Katharina Carvallos! sagte sie endlich.

Woher biſt Du?

Herr Bürgermeiſter das wißt Ihr ja! verſetzte ſie immer erſtaunter.

Woher biſt Du? wiederholte er, und ſie gewahrte an ſeiner wachſenden Heftigkeit, daß ihr Nichts übrig bliebe, als ſeinen Fragen zu genügen.

Aus Danziger Heiſterneſt! antwortete ſie alſo.

Wer war Deine Mutter?

Katharina Klaaß aus Heiſterneſt.

Wer war Dein Vater?

Der ſpaniſche Unteroffizier Carvallos!

Welch ein Gewerbe treibſt Du? fragte er weiter, während er zwiſchen einer Frage und der andern zu ſeiner Doſe griff und durch die feſten pünktlichen Antworten des Mädchens nur immer zorniger zu werden ſchien, ſo daß der Gedanke ſich in demſelben regte, es ſei dem Bürgermeiſter ein Unglück zugeſtoßen, und ſein Verſtand ſei irre geworden.

Beunruhigt von dieſer Vorſtellung und zweifelhaft was ſie thun ſolle, verließ Katharinens Ruhe ſie plötzlich. Herr Bürgermeiſter! ſagte ſie mit ſchwankendem Tone, Ihr wißt es ja, Ihr kennt mich ja ſeit Jahren, die

alte Klaaſſin war meine Großmutter, ich diene bei der Deikln!

Du dienſt? Du dienſt? Und Du biſt die Tochter von einem verlaufenen Spanier, und Du biſt die Enkelin einer alten Hexe, und Du unterſtehſt Dich und bildeſt Dir ein, des Hela'ſchen Bürgermeiſters Sohn, der könne für Dich ſein? Du bildeſt Dir ein, weil Du von der alten Hexe, der Klaaſſin, es gelernt' haſt, daß das junge Volk wie toll hinter Dir her iſt, daß ich es leiden werde?

Herr Bürgermeiſter! rief Katharina, deren Wangen glühten, Herr Bürgermeiſter! ich denke ja gar nicht daran!

Denken oder nicht! rief der Bürgermeiſter. Es iſt nur um ſo ſchlimmer, daß ſie wie auf Dich verhext ſind. Aber das ſage ich Dir, und das merke Dir: wenn ich es gewahr werde, daß der Wilhelm die alten Wege geht und daß Du ſie ihm nicht legſt, wenn ich gewahr werde, daß er ſich's nicht augenblicklich aus dem Sinne ſchlägt, ſo weiß ich an wen ich mich zu halten habe, und Du ſollſt erkennen lernen, daß hier keine liederlichen Weibsbilder gelitten werden in der Stadt.

Alle Röthe der Schaam wich von Katharinens Wangen, eine Leichenbläſſe überzog ihr Geſicht; aber ſo ſehr es ihr die Kehle zuſchnürte, ſie preßte gewaltſam die Worte heraus: Ich bin ein ehrliches Mädchen! ich habe mir Nichts zu Schulden kommen laſſen!

Eine liederliche Dirne biſt Du! ſchrie er, durch des Mädchens Aeußerung vollends außer ſich gebracht, und ſchämen ſollte ſich die Deikin, daß ſie's in ihrem Hauſe leidet!

Herr Bürgermeiſter! rief Katharina, und auch ihre Lippen bebten jetzt vor Zorn, auf meine Herrſchaft laſſe ich Nichts kommen. Meine Frau hat ſich meiner erbarmt als ich klein war und nicht wußte wohin; und was ich in ihrem Hauſe gethan habe und geworden bin, das können die Frau und ich vertreten vor Gott und vor der Welt. Ich habe Eurem Sohne nicht geſagt daß er herkommen ſoll, ich konnte es ihm nicht wehren wenn er in den Kram trat ſich Dies und Das zu kaufen. Ich habe aus ſeinen Redensarten mir Nichts gemacht, aber hören habe ich ſie müſſen, denn ich bin dazu da, die Kunden meiner Herrſchaft anzuhören und zu bedienen, muß Rede und Antwort geben wie ſie's fordern, und darf Niemanden verſcheuchen.

Hätt's von mir abgehangen, ſo wäre Euer Sohn längſt nicht mehr über dieſe Schwelle gekommen, und ſo wahr Gott lebt, mich ſoll's freuen wenn Ihr's ihm verbietet, denn ich mache mir Nichts aus ihm, und habe bis dieſe Stunde Nichts von ihm gehabt, als Aerger und Noth.

Der Ernſt, der Eifer und die Wahrhaftigkeit, welche aus jedem Worte des Mädchens ſprachen, hatten etwas Zwingendes für den Bürgermeiſter, aber das grade verdroß ihn. Hätte ſie ſich entſchuldigt, hätte ſie um Vergebung gebeten, ſo würde er ſeines Weges gegangen ſein und die Sache als abgemacht angeſehen haben. Jetzt aber, da ſie ſich ſo feſt und ſtolz geberdete, wollte er es ſie entgelten laſſen, daß ſie Alles auf ſeinen Sohn und gar auf ihn ſelber ſchob, der dem Sohne bis dahin ſeinen Willen und Weg gelaſſen hatte. Und da zornige Menſchen ſich wie biſſige Hunde verſtandlos auf das Nächſte ſtürzen, ſo daß ſie meiſt auf das Verkehrte zuſchnappen, ſo griff der Bürgermeiſter des Mädchens letzte Worte auf, die ihm im Grunde doch hätten willkommen ſein müſſen.

Du machſt Dir Nichts aus meinem Sohne? rief er, Du machſt Dir Nichts aus ihm? Aber aus dem

Gotthard vom lahmen Biſenwächter, da machſt Du Dir Etwas? Und Du denkſt der Alte ſoll das ſo hingehen laſſen und ein Auge zudrücken? Er wird ſich ſchon bedenken, ſo gut wie ich. Wer ein rechter Vater iſt, der leidet kein verlaufenes Hexengeſindel in ſeinem Hauſe, und Du ſollſt es kennen lernen was Dir bevorſteht; denn ich bin hier der Herr! Ich werde mit dem Meinart ſchon noch reden!

Sein Drohen, ſeine Ungerechtigkeit brachten auf Katharinen eine andere Wirkung hervor als er erwartet haben mochte. Er ſelber kannte ſich nicht mehr, ſo hatte der Zorn ihn überwältigt; das Mädchen aber wurde kalt davor und immer feſter. Thut was Ihr verantworten könnt! ſagte ſie, als der Bürgermeiſter glühend und ſchäumend das Zimmer und das Haus verließ, weil er Nichts weiter anzufangen wußte und weil vor Katharinens Faſſung ihm wohl auch ein Schimmer von Beſonnenheit wiederkehren mochte. Indeß noch auf der Schwelle der Hausthüre wandte er ſich nach ihr um und wiederholte ſein drohendes: Ich bin hier der Herr! und ich werde mit dem Meinart reden! — Aber Katharina blieb ſich gleich und ruhig, und ohne eine Miene zu verziehen, riegelte ſie hinter

ihm die Thüre zu und ging an ihre Arbeit in die Küche zurück.

Das Feuer auf dem Heerde war erloschen, das Essen aus dem Kochen gekommen. Sie schichtete frischen Torf und frisches Reisig auf, rückte die Töpfe zurecht, besorgte Alles was ihr oblag, und erst als sie damit fertig war, schienen der Schreck und der Schmerz über das Erlebte die Herrschaft über sie zu gewinnen. Sie setzte sich müde auf die Bank neben dem Heerde hin, eine herzbedrückende Traurigkeit fiel auf sie hernieder. Sie hätte viel darum gegeben, hätte sie weinen können, die Sorge was sie thun solle, ließ es aber nicht dazu kommen.

Im ersten Augenblicke hatte sie daran gedacht, sich bei ihrer Brodherrschaft über die Behandlung des Bürgermeisters zu beschweren; sie wußte jedoch nicht wie sie das anfangen sollte. Der Deikin zu sagen, der Bürgermeister habe sie beschuldigt seinem Sohne und dem jungen Meinart nachzustellen, schämte sie sich. Ihr zu erzählen, daß er den alten Aberglauben wegen der Hexenkünste ihrer Großmutter wieder vorgebracht habe, das wäre nicht über ihre Lippen gekommen, denn die Deikin und der Pastor hatten ihr von je her vor-

gehalten, ſich die Narrheit aus dem Gedächtniß zu ſchlagen. Und vollends ihrer Frau zu hinterbringen, was der Bürgermeiſter Unwahres und Schlechtes von dieſer ſelbſt geſagt, das hätte ſie ſich niemals unterſtanden. Es blieb ihr alſo wie ſie meinte, gar nichts übrig, als ſtill zu ſein und abzuwarten was ihr Gegner thun würde. Unthätiges Abwarten macht die Zeit aber ſchwer und langſam vergehen, und es dünkte Katharinen, als wäre es ſchon lange lange her, daß der Bürgermeiſter bei ihr geweſen war, als die Deikin endlich aus der Kirche heim kam.

Der Eintritt eines Menſchen zu dem man Vertrauen hat, iſt ein gefährlich Ding in Augenblicken, in welchen man ein ſchweres Erlebniß durchgemacht und zu verbergen beſchloſſen hat. Katharinens Vorſätze ſchwankten als ſie die Deikin vor ſich ſah. Es drängte ſie, ihr Alles zu erzählen; ſie wartete mit Ungeduld auf die Frage: Iſt wer gekommen? welche die Frau ſonſt regelmäßig zu machen pflegte, wenn ſie eine Weile von Hauſe entfernt geweſen war. Sie ſagte ſich, daß ſie dann Alles ſagen müſſe, daß ſie Nichts verhehlen, nicht lügen dürfe. Es wäre ihr eine Wohlthat geweſen, hätte die Deikin jene gewohnte Frage

auch dieſes Mal ausgeſprochen, hätte ſie es ihr noth-
wendig gemacht zu reden. Indeß gegen ihre ſonſtige
Weiſe fragte dieſe Nichts, und Katharina mußte bei
ihrem Vorhaben beharren, der Hausfrau am Sonntag
nach der Kirche keinen Aerger zu machen, und in ſich
zu verbergen, was ihr das Herz abdrückte und ihr
keine Ruhe ließ.

Die Deikin ſah wohl, daß Katharina nicht munter
war, ſie kümmerte ſich jedoch um ſolche Dinge nicht,
weil die vorübergehen, und nur am Nachmittage, als
hier und da ein Paar Mädchen und junge Leute,
weil es der Pfingſtſonntag war, hinausgingen in den
Wald, fragte ſie, ob Katharina Luſt habe ihnen zu
folgen. Sie verneinte das, und als im Hauſe Alles
verrichtet war, ſetzte die Deikin ſich mit ihrem Strick-
zeug auf die Bank vor ihrer Thüre hin und Katha-
rina nahm ebenfalls ſtrickend auf der Schwelle der
Thüre Platz, denn ſie auf der Bank neben ſich ſitzen
zu laſſen, das hätte die Deikin gegen den ihr zukom-
menden Reſpekt gehalten.

Das Wetter war aber ſehr ſchön, die Sonne ſchien
warm und hell, daß die weißen Wölkchen am Himmel
wie durchſichtiges Silber glänzten, und von der See

her wehte es kühl und frisch in die Straße herein. Es hatte noch keinen solchen Tag in dem Jahre gegeben, das fühlte man bis in die Stuben hinein, und so wenig die Frauen des Ortes vom Spazirengehen halten, weil es doch im eigenen Hause am besten ist und Jeder in seinem Hause auch zu thun hat; so wenig die Männer, welche die frische Luft mehr als zu viel genießen bei ihrem Gewerbe auf dem Meere, nach frischer Luft besonders Verlangen haben, so machte man doch in jedem Hause die Fenster auf, die warme Sonne hereinzulassen, und aus diesem Hause und aus jenem kamen sie heraus, die Frauen, um aus dem Walde grünes Gras für die Vögel in den Bauern zu holen, die Männer, um vom Strande aus nach den vorübergehenden Segeln zu sehen, da heute bei dem milden Westwinde die Schiffe, die nach Danzig wollten, gutes Einlaufen hatten.

Rechts von dem Hause der Deikin, und dann wieder links und schräge über, waren schon die Thüren aufgegangen und die Bewohner heraus spazirt, Einer nach dem Andern; denn was an solchen Tagen an kleinen Orten der Eine thut, das machen die Uebrigen nach, schon um zu sehen, was ein Jeder vorhat. Die

ganze Bürgerschaft war allmählich auf die Beine gekommen, nur gradeüber bei dem Bürgermeister rührte sich noch Niemand. Der Wilhelm, der sonst überall wo es Vergnügen galt, der Erste war, hatte das Haus noch nicht verlassen, die Bürgermeisterin hatte noch nicht einmal die Fenster aufgemacht, es hatte sich noch Niemand blicken lassen, und doch war für Katharina Nichts vorhanden, nicht die warme Luft, nicht der Sonnenschein, nicht die hellen Wölkchen und nicht der frische Hauch vom Meere, Nichts als drüben das Haus. Sie konnte kein Auge davon lassen. So oft ein Sonnenstrahl sich in den blanken Scheiben spiegelte, so oft sich von innen Etwas zu regen schien, so oft zuckte sie zusammen, so oft dachte sie: Nun kommt er! und sie wußte dann in ihrem Schrecken nicht, wen sie damit meinte, ob den Sohn, der an Allem schuld war, oder den Vater, der sie so geschmäht hatte.

Es wurde darüber drei Uhr und nahezu vier Uhr. Die Deikin fing sich endlich darüber zu wundern an. Ist der Wilhelm noch nicht hinaus? fragte sie. Katharina verneinte es. Der Alte auch nicht? fragte darauf die Deikin und fügte die Betrachtung hinzu, was da wohl vorgegangen sein müsse, als eben die

Thüre sich bei Hoffmanns aufthat und Vater und Sohn auf einmal in derselben erschienen. Katharinen fuhr es durch alle Glieder, sie sah nicht von ihrem Strickzeug auf, aber unter ihren langen Wimpern hervor bemerkte sie es doch, daß der Sohn neben seinem Vater wie ein Gefangener herging, und daß der Alte, so fest er immer auf seinen dicken Beinen stand, doch nicht so stampfend auftrat als er pflegte, da er jetzt grade von seiner Thüre auf die Deikin zuschritt.

Katharina wollte aufspringen und in das Haus gehen, weil sie sicher glaubte, nun werde Alles zur Sprache kommen; indeß eine schnelle Ueberlegung hieß sie bleiben und hören, wessen der Bürgermeister sie zu beschuldigen wagen würde. Denn daß es ihr und nur ihr gelten könne, davon war sie überzeugt. Indeß sie hatte sich geirrt. Freundlicher als es sonst seine Art war, sagte der Bürgermeister, indem er vor der Deikin stehen blieb: Wie ist's denn Nachbarin! bleibt Ihr hier sitzen? — Die Deikin konnte das müßige Fragen nicht leiden. Es machte sie gleich verdrießlich, und obschon sie noch kurz vorher daran gedacht hatte, zu einem Besuche zu gehen, sagte sie jetzt auf die Frage des Bürgermeisters: Wenn Ihr Nichts dawider habt ja!

Das hätte an andern Tagen hingereicht den Bürgermeiſter aufzubringen, und er würde mindeſtens ohne weitere Rede davon gegangen ſein. Heute jedoch blieb er ſtehen. Ich weiß nicht, fuhr er fort, wozu Ihr Euch ſo plagt, Ihr arbeitet wie für's Brod, wie in Euren jungen Tagen, und habt nicht Kind nicht Kegel zu verſorgen. Für den Karl bleibt ja doch genug, und weiter habt Ihr Niemanden.

Noch weniger als das Fragen konnte die Deikin es leiden, wenn die Leute immer ſo ſprachen, als hätte ſie nur dazu gelebt, daß ſie ſterben und der Karl ihr Erbe werden ſolle.

Wo ſteht's denn geſchrieben, ſagte ſie in dem Tone, den Jeder kannte und der nicht mit ſich ſpaßen ließ, wo ſteht's denn geſchrieben, und wo habt Ihr's denn geleſen, daß der Karl mein Erbe iſt?

Ja, Deikin! Ihr könnt doch eben ſo wenig ewig leben als wir Andern! meinte der Bürgermeiſter, und Katharina begriff nicht, wo ihm grade heute nach dem Zornausbruch die gute Laune herkam.

Leben oder nicht! entgegnete die Frau, aber mein ſeliger Mann hat mich nicht für Nichts im Vollen ge-

laſſen. Ich bin Herr darüber, und werde thun und laſſen was ich will. Es hat Keiner darauf zu warten.

Katharina, welche dieſe Wendung des Geſpräches am wenigſten hatte vermuthen können, ſah erſtaunt empor. Sie gewahrte wie Vater und Sohn ſchnelle Blicke wechſelten. Dann aber zuckte der Bürgermeiſter die Schultern, zog mit beiden Händen ſein weites Beinkleid in die Höhe, rückte ſich bequem in ſeinem Anzuge zurecht und ſagte, indem er ein Lachen verſuchte, das bei ihm immer im Fette ſeiner Kehle ſtecken blieb: Mir kann's gleich ſein, ich habe Nichts davon! Und wenn Ihr hier ſitzen bleiben wollt, ſo iſt's auch Eure Sache, nur der Kathrine wird es wohl nicht recht ſein!

Mir? rief das Mädchen, als traue ſie ihren Ohren nicht, darum macht Euch keine Gedanken! — Und ſchnell, als ſcheue und bereue ſie das Wort, das ſie zu dem Bürgermeiſter geredet hatte, ſtand ſie auf und ging in das Haus hinein.

Der Bürgermeiſter und ſein Sohn hatten im Augenblicke aber hier jetzt weiter auch Nichts mehr zu ſuchen. Dem Vater, dem daran gelegen war, Nichts von ſeinem Verfahren gegen die Magd der Deikin verlauten zu laſſen, weil es ein Vergehen gegen das Hausrecht ſeiner

Nachbarin, und die Deikin am wenigſten geneigt war, ſich Dergleichen ruhig gefallen zu laſſen, der Vater wußte jetzt was er wiſſen wollte. Er wußte, daß Katharina nicht geſprochen, ihn nicht angeklagt habe. Er ſchloß daraus, daß ſie es nicht mit ihm verderben wolle; er ſchloß daraus ferner, daß ihr mehr an ſeinem Sohne gelegen ſei, als ſie ſich merken laſſe.

Aber der Handel und der Streit, die er wegen Katharinen am Mittage zu Hauſe mit dem Sohne gehabt, hatten auch ihre beſondere Folge gehabt. Sie hatten ihn belehrt, daß es mit einem bloßen Befehle das Mädchen zu laſſen, bei ſeinem Wilhelm nicht abgethan ſei. Er hatte ſeine Augen und ſeinen Sinn auf Katharina geworfen, und hatte ſeinen eigenen Kopf ſo gut wie ſein Vater. Es war mit Gewalt Nichts bei ihm auszurichten. Er hatte ſich gegen den Vater verſchworen hoch und heilig, daß er zur See gehen und nicht wieder kommen wolle, wenn der Vater ihm im Wege wäre wegen des Mädchens, und nicht allein werde er gehen, darauf könne der Vater ſich feſt verlaſſen. Er werde vielmehr die Katharina, wenn ſie wolle, mit ſich nehmen. In Amerika ſei Brod für Alle, und es gäbe Schiffe und Gelegenheit genug, auf

denen rüſtige Menſchen die Fahrt frei hätten, und ſie abarbeiten könnten drüben in Amerika, wo keine lebende Seele ſich darum bekümmere, wen ein Mann zum Weibe nehmen wolle und wen nicht.

Nun fürchtete der Bürgermeiſter dieſe Drohungen zwar nicht ſehr, denn er kannte ſeinen Sohn darauf, daß Nothleiden und Arbeiten nicht eben ſeine Sachen wären; aber die Mutter hatte Angſt davor bekommen, daß der Sohn doch einmal Ernſt machen könne, und ſie hatte eingelenkt, als der Bürgermeiſter verſicherte, er habe ſchon mit dem alten Meinart geſprochen nach der Kirche, und wenn das kein Ende nähme mit dem Frauenzimmer, ſo werde er es wegbringen laſſen aus der Stadt mit Schimpf und Schande.

Wenn aber eine Frau vorſichtig iſt, wie die Bürgermeiſterin, ſo geht ſie einem Zornigen nicht graden Weges entgegen, daß ſie ſich Auge gegen Auge und Stirn gegen Stirn ſtehen, ſondern ſie ſucht ihm von der Seite beizukommen. Die Bürgermeiſterin hatte zuerſt auch Nichts vom Wilhelm, und von der Katharina auch Nichts geſagt. Nur an die Deikin erinnerte ſie ihren Mann.

Leg' Dich doch mit der Deikin nicht auf! rief ſie

plötzlich. Du willſt der Deikin das Mädchen fortbringen laſſen, das ſie hält wie ihr Aug' im Kopfe? Das fehlte noch, daß man ſich mit ſeinen nächſten Nachbaren ſollte in Streit und Unfrieden bringen, und nachher für Alles was man aus dem Laden brauche, den theuerſten Groſchen bezahlen.

Mädchen giebt es zehn für Eines! meinte der Bürgermeiſter, dem der letzte Grund der Frau doch Eindruck machte, und wenn nun der Karl kommt, wird die Deikin froh ſein, daß ſie die Kathrine los wird.

Froh ſein? wiederholte die Frau, da haſt Du Dich verrechnet, und wer weiß, ob der Karl ſich nicht noch mehr verrechnet hat. Man braucht ja nur zu ſehen, wie die Deikin die Kathrine hält, in Kleidern und auch ſonſt; man braucht nur zu wiſſen wie ich, was ſie ihr Alles anvertraut, um zu merken, daß ſie ſie noch einmal annehmen wird als ihr eigen Kind. Aus dem Karl macht ſie ſich ja gar Nichts mehr, ſeit ſie das Mädchen hat; und wenn der ſich nicht entſchließt und die Kathrine zur Frau nimmt, ſo wird er froh ſein können, wenn er noch einmal Halbpart mit ihr bekommt.

Der Karl wird's bleiben laſſen und ſich eine Dienſt-

magd nehmen, mit der keine Hela'sche Bürgersfrau sich was zu schaffen machen wird! sagte der Bürgermeister spottend, und der Sohn stand still am Fenster in der Ecke und verließ sich auf die Mutter.

Ich möchte die Kathrine am wenigsten im Hause haben, meinte diese. Indeß der Karl war lange auswärts, da heirathen sie nach dem Gelde, und zuletzt lieber Gott! zuletzt heirathet doch ein Jeder für sich selbst und nicht für seinen Nachbar; nicht einmal für Vater und für Mutter.

Der Bürgermeister traute seinen Ohren nicht. Er ging an die Frau heran, faßte sie an dem Arm, schüttelte sie und sagte: Was soll denn das Gerede? Willst Du den Jungen in seiner Aufsässigkeit bestärken? Willst Du denn mit Gewalt das Frauenzimmer, das Kind von dem verlaufenen Soldaten nackt und bloß in Deine Freundschaft haben?

Da fing die Bürgermeisterin zu weinen an. Wollen? wollen? Ich will's gewiß nicht, das weiß Gott, und ich habe mir's auch mein Lebtage nicht gedacht, daß es uns passiren könnte. Ich habe auch Nichts gesagt und will Nichts sagen, aber was ich weiß, weiß ich, und was ich thäte, wenn ich Herr im Hause wäre, das weiß ich auch.

Des Bürgermeisters Zorn hatte nachgelassen, dafür war er aber ärgerlich geworden, und als der Wilhelm sich nun dazwischen legte und der Mutter sagte, sie solle sich das Leben mit Bitten nicht verderben, er sei selbst ein Mann, er wisse was er zu thun habe, da fuhr der Vater ihn an und befahl ihm zu schweigen, denn ihn gehe die Sache gar Nichts an, sondern das gehöre sich für die Mutter und den Vater ganz allein.

Darauf hatte die Bürgermeisterin nur noch mehr geweint und hatte gesagt, verantworten könne sie Nichts, und haben wolle sie es mit der Kathrine gewiß nicht, deß sei Gott ihr Zeuge. Man sei nicht für Nichts der Erste auf der ganzen Insel! Aber besser sei es, bei Zeiten ein Auge zuzudrücken, als sich die Augen aus dem Kopfe zu weinen, wenn's zu spät sei. Wenn es wahr sei, und es sei gewiß wahr, daß die Deikin etwas Besonderes mit der Kathrine vorhabe, wenn sie sie annehme an Kindes Statt und ihr Etwas vermache, so werde der Karl sich nicht bedenken das Mädchen zu heirathen, das ja gut anzusehen und gut in der Arbeit sei; und was der Karl thun könne, das stehe dem Wilhelm eben so gut frei. Der Vater solle thun was er wolle, und der Sohn thun, was er nicht lassen

könne. Sie wolle Nichts haben als Ruhe im Hause und Frieden mit den Nachbaren. Abwarten aber müßte man es doch, was es mit dem Karl noch werden würde; und überleben, wenn der Wilhelm in die weite Welt gehe, werde sie es nicht. Das sei aber einerlei, sie sei ja nicht mehr jung, und sie habe auch genug gelebt.

Darüber war der Vater nachdenklich oder doch wenigstens still geworden, der Sohn hatte sich für's Erste auch zufrieden gegeben, und mehr hatte die Bürgermeisterin gar nicht gewollt. Denn die Katharina zur Schwiegertochter zu nehmen, daran dachte sie selber nicht. Sie hatte ein anderes Mädchen für den Sohn im Auge und meinte: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Wenn er nur nicht fortlaufe, so werde sich schon Alles finden. Sie ging damit hinaus und ließ den Vater und den Sohn allein.

Die wußten aber nicht, was sie jetzt mit einander in der Stube machen sollten. Beisammen allein zu bleiben, war ihnen nicht genehm, und aufpassen wollten sie einander doch. Als daher der Bürgermeister Rock und Hut vom Nagel nahm, machte der Sohn es eben so, und sie waren mit einander fortgegangen, und der

Alte hatte die Deikin angeredet, ohne daß er ſagen konnte, wie das gekommen war.

Sie hatten darauf aber Beide, Vater und Sohn, zu wiſſen gemeint woran ſie wären, Jeder auf ſeine Art. Der Karl wird ſich hölliſch ſchneiden! ſagte der Bürgermeiſter zu ſeinem Sohne und nahm eine Priſe. Dem ſchwoll vor dieſen Worten gleich der Kamm. Er ſteckte die Hände noch tiefer in die Hoſentaſchen und meinte: Der Karl hätte ruhig unter den Soldaten bleiben können!

Die Deikin hat an fünfhundert Thaler gehabt, als der Mann ſtarb! bemerkte der Bürgermeiſter. Wenn ſie das dem Karl entzöge, ihres Mannes Bruderſohn — es wäre nicht wie ſich's für die Deikin ſchickt! — Aber wenn ſie es dem Karl entzöge, und das Haus auch, mit der guten Nahrung! — Er ſagte Nichts weiter, der Sohn ſagte auch Nichts weiter, und ſie gingen Jeder ſeinen Weg.

Zwölftes Kapitel.

Als der Bürgermeister sie verlassen hatte, strickte die Deikin mit einer Schnelligkeit, welche bei ihr stets ein Zeichen von großem Aerger war. Die Nadel war herunter ehe man es sich versah, und wurde mit einer Heftigkeit herausgezogen und in die neue Maschenreihe hineingebracht, als solle dieser nur auch gleich der Garaus gemacht werden.

Der Bürgermeister hatte aber auch ihre schwache Seite angetastet. Sie konnte es für den Tod nicht leiden, wenn man sie daran erinnerte, daß man sie für alt hielt und ihr nicht fernes Ende voraussehe. Nicht daß sie grade Angst vor dem Sterben gehabt hätte, aber so lange sie noch die Schlüssel, wie sie es nannte, in der Hand hielt, sollte sich Keiner unterstehen, sie ihr wegnehmen zu wollen, und ehe sie sie

nicht von selbst hingelegt haben würde, sollte Keiner an das denken, was sie in ihren Schränken und Kasten verschlossen halte.

Daß Jeder den Karl als ihren Erben ansah, daß dieser selbst sich als solcher mit Zuversicht betrachtete, machte ihn ihr oftmals widerwärtig, und an Tagen wie der heutige, kam ihr dann wohl gelegentlich der Wunsch, gar Nichts zu hinterlassen, damit der Neffe sich in seinem festen Glauben betrogen haben sollte. Sie machte sich dann Vorwürfe darüber, daß sie so viel gearbeitet, sie ärgerte sich über Alles, was sie sich aus Sparsamkeit hatte abgehen lassen, sie nahm sich vor gar nicht mehr zu sparen, sondern Alles zu verbrauchen was sie irgend konnte, und es schien ihr in solchen Stunden die größte Unvernunft, sich zu plagen, um lachende Erben zu hinterlassen. War sie aber einmal ganz böse, wie grade heute, so dachte sie daran ihr ganzes Hab und Gut der Kirche zu vermachen, damit diese eine schöne neue Orgel oder einen schönen Altar bekäme, und damit alle diejenigen, die sich bei ihrer Lebzeit auf ihre Erbschaft Rechnung gemacht hätten, dieses Vermächtniß nach ihrem Tode

jeden Sonntag ſehen und ſich ihr Leben lang jeden Sonntag darüber ärgern ſollten.

Solche Vorſätze währten jedoch in der Regel nicht lange bei ihr, denn ſie war klug, hing wie ſich's gebührt, an dem was Brauch war, und hielt auf ihre Familie und auf ihren Stand. Es gehörte ſich aber, daß Jeder von den Deik's ſein eigen Haus hatte in der Stadt. Die Deik's waren ſeit mehr als hundert Jahren von Vater auf Sohn auf ihrer Stelle anſäſſig geweſen, und es dahin kommen zu laſſen, daß der älteſte Deike nicht wieder hier in dem Hauſe gewirthſchaftet und in der Kirche nicht den Platz gehabt hätte, der zu dieſem Hauſe gehörte, daraus würde ſie ſich auf ihrem Todbette noch ein Gewiſſen gemacht haben. Zuletzt konnte ja auch der Karl Nichts dafür, daß ſie keine eigenen Kinder hatte, und daß es ihr eingefallen wäre, einem Anderen, der nicht von ihrer oder von ihres Mannes Familie war, auch nur Etwas von dem zuzuwenden, was ihr und ihrem Manne gehört, daran war gar nicht bei ihr zu denken. Sie hätte die Bürgermeiſterin und den Bürgermeiſter und ſeinen Sohn für toll gehalten, hätte ſie gewußt, welche Handlungsweiſe ſie ihr zutrauten; denn ſo lieb ſie Katharinen

hatte, und so viel sie auf dieselbe hielt, ein fremdes Mädchen, und gar ein Mädchen aus dem Dorfe, eine Dienstmagd, an Kindes Statt anzunehmen, bis zu solchem Einfall war sie auch im größten Zorne nicht gekommen.

Aber zornig war sie heute wirklich. Es war ihr gar Nichts recht. Die Häuser gegenüber ärgerten sie, weil die Sonne darauf schien und die hellen Lichter in den Scheiben ihr die Augen blendeten. Die Bürgermeisterin ärgerte sie, weil sie ihren Hund nicht hinein ließ, der an der Thüre kratzte und bellte. Die Schwalben ärgerten sie, weil sie trotz des schönen Wetters so niedrig flogen, daß man auf Wind und Regen rechnen mußte; und weil sie Alles ärgerte und Nichts ihr recht war, stand sie auf von ihrem Platze. Sie wollte sich die Augen nicht blind machen lassen, sie wollte den Hund nicht mehr bellen hören, sie wollte an das schlechte Wetter nicht im Voraus denken, denn es sollte gewaschen werden in der nächsten Woche. Und weil sie es einmal doch versprochen hatte, heute bei ihrer Schwestertochter Kaffee trinken zu kommen, so wollte sie nun auch hingehen, obschon sie auch dazu nicht aufgelegt war, denn verdrießlich war ihr heute Alles.

Selbſt daß Katharina in der Stube ſaß, war ihr verdrießlich. Steckſt Du denn ewig drinnen? rief ſie ihr zu, während ſie ſelbſt ſich anſchickte für den beabſichtigten Beſuch. Mach' daß Du einmal herauskommſt.

Katharina wußte, daß an ſolchen Tagen mit der Hausfrau nicht zu reden war, und ſetzte ſich wie vorhin auf der Schwelle nieder. Als aber die Deikin mit ihrem Sonntagstuche und mit der ſeidenen Schürze darauf zum Hauſe herauskam und gegen alle ihre Gewohnheit die Thüre des Hauſes zuſchloß, wußte das Mädchen nicht, was es denken ſollte. Es konnte nicht ahnen, daß die Deikin ſich heute vor ſich ſelbſt recht vollſtändig als Herrin fühlen wollte, über Alles was ihr eigen war.

Ihr ſchließt die Thüre zu! ſagte Katharina, in dem Glauben die Deikin thue es aus Verſehen.

Ja, verſetzte dieſe, vor ſieben komme ich nicht zurück.

Wenn aber Jemand Etwas verlangt? wandte Katharina ein.

Dann kann er wiederkommen! ſagte die Deikin kurz.

Katharina ſchwieg. Erſt als ihre Frau einige Schritte von der Thüre entfernt war, wagte ſie die Frage: Wie ſoll ich denn aber hinein?

Du kannſt draußen bleiben! beſtimmte die Deikin, Du kannſt auch fortgehen wenn Du willſt! und damit ging ſie ſelber fort.

Katharina blickte ihr kopfſchüttelnd nach. So hatte ſie ihre Frau noch nie geſehen, auf den Einfall, das Haus vor ihr zu verſchließen, ſie auszuſperren, war ſie nie gekommen, und vollends ihr zuzureden, daß ſie fortgehen ſolle, war gar nicht in der Deikin Art. Es konnte nicht anders ſein, der Bürgermeiſter mußte Etwas wider ſie vorgebracht haben, und die Deikin glaubte das.

In dem Grübeln über das, was er geſagt haben und was ihre Hausfrau von ihr denken könne, wurde es ihr erſt recht klar, wie volles Zutrauen ihr dieſe bisher geſchenkt, und wie gut ſie es bei ihr gehabt habe. Und wie denn jede Einſicht einmal plötzlich in uns zum Durchbruch kommt, ſo fühlte Katharina zum erſten Male, daß ſie an der Deikin hing, wie ſie noch nie an einem Menſchen zuvor gehangen hatte. Vater und Mutter hatte ſie nicht gekannt, Bruder und Schweſter hatte ſie nicht gehabt, der Großmutter war ſie freilich gut geweſen und hatte ihr gehorcht und ihr gedient nach Kräften, aber mit der Deikin war es doch

noch anders. Was dieſe that und ſagte, war für Katharina recht und gut, was ſie wollte, war für ſie Geſetz; es ihr zu Dank zu machen, war ihr Sache des Ehrgeizes und des Stolzes, mit einem Worte, die Deikin war für ſie der Mittelpunkt ihrer ganzen Welt. Bei ihr hatte ſie Schutz gefunden vor den Kränkungen und vor der Noth, unter denen ihre Kindheit verfloſſen war, die Deikin hatte ſie zum Prediger gebracht, hatte ſie aufrecht erhalten vor allen Andern, ihr Kleider und Wäſche und Tücher gegeben, wie die Bürgerstöchter ſie nicht beſſer hatten. Hundert Mal hatte ſie der Frau für all das Gute, wenn ſie es empfangen, die Hand geküßt, aber ein gutes Wort hatte ſie im Grunde ihr nie zu geben gewagt. Sie hatte überhaupt Niemanden, zu dem ſie ſolch ein gutes Wort hätte ſprechen können, es gab ihr auch weder die Deikin noch ſonſt Jemand gute Worte, denn was die jungen Leute, wie der Hoffmann von drüben und der Gotthard vom Leuchtthurm, ihr vorredeten, darauf hörte ſie nicht und durfte ſie nicht hören. Die konnten es nicht ehrlich mit ihr meinen, denn ſie war nur eine Dienſtmagd, ſie hatte ja auf der Welt Nichts, als die Paar Sachen, welche die Deikin ihr als Lohn gegeben.

Ihre Armuth, ihre Verlassenheit waren ihr nie so deutlich erschienen, als eben heute. Die erlittene Kränkung trug dazu das Ihre bei. Sie dachte, wenn die Deikin ihre Mutter oder nur ihre Verwandte wäre, so könnte sie ihr wohl sagen, was ihr am Morgen geboten worden sei; es ihrer Herrschaft zu klagen, fehlte ihr das Herz. Und doch hatte sie das größte Verlangen, es einem Menschen zu erzählen, es auszusprechen, damit es ihr nicht mehr so schwer auf der Brust läge. Aber sie wußte nicht, an wen sich wenden, sie war ganz allein, sie hatte Niemanden.

Gänzliche Verlassenheit erweckt immer unbestimmte Sehnsucht, und Katharina fühlte diese, ohne zu wissen, was sie empfand. Die stille Straße aus der alle Bewohner fortgegangen waren, flößte ihr eine Angst ein, daß sie nicht länger darin weilen mochte. Die alten Tage der Kindheit wurden ihr lebendig. Sie dachte an die todte Großmutter, an den todten Mathes, an den treuen Pinor, der auch schon lange gestorben war, wie Einer aus dem Dorfe es ihr einmal erzählt hatte. Dabei fiel ihr der Wald ein, und die kurze Zeit, in welcher sie mit den Schafen so glücklich in dem Walde gewesen war, und mit Einem Male tauchte jener

Morgen in ihrem Gedächtniß hervor, an dem ſie die verſunkene Stadt geſehen hatte. Sie erſchrak vor dieſer Erinnerung. Der Paſtor und die Deikin hatten es ihr auf die Seele gebunden, ſich mit dieſen Dingen nicht herumzutragen; aber grade weil ſie jetzt nicht daran denken wollte, dachte ſie daran, und je mehr ſie ſich vorhielt, daß ſie ſich damals Alles nur eingebildet habe, um ſo feſter und beſtimmter drängten ſich ihr die Bilder auf. Sie wußte es noch ganz genau, wie ſie damals darauf gehofft hatte, einmal in ſchöne ferne Länder und zu verwandten Menſchen zu kommen, wie ſie in ihrem Dorfe danach getrachtet, einmal nach der Stadt zu gehen, den Leuchtthurm zu beſteigen und von dort aus in die Welt zu ſchauen.

Sie mußte in all ihrer Traurigkeit darüber lächeln, daß ſie ſich damals vorgeſtellt, vom Leuchtthurme ſähe man wer weiß wie weit! Jetzt wußte ſie das anders! Jetzt wußte ſie, daß man mit dem Fernglaſe doch nicht weiter als bis Danzig und ein weites Ende in das Meer ſehen könne, das hatten ihr Alle erzählt, die oben geweſen waren, aber ſie ſelber hatte den Leuchtthurm nie beſtiegen, obſchon der Gotthard ihr oftmals zuredet hatte, mit hinauf zu gehen. Der

Leuchtthurm war ihr immer wie ein Stück von den ihr verbotenen Erinnerungen vorgekommen, und grade weil der Gotthard sie hinauf haben wollte, hatte sie ihn doppelt gemieden. Es ging ihr heute das Alles und noch viel mehr durch den Kopf, und je länger sie vor der Thüre saß, desto trauriger wurde sie.

Die gesunde Jugend aber hat einen glücklichen Abscheu vor der Traurigkeit, und mitten in ihrer Betrübniß, mitten in ihrem Sinnen und Denken, sprang dieser Abscheu in Katharinens Herzen plötzlich lebendig hervor. Sie war es satt!

Es waren Alle draußen, sie wollte auch nicht länger hier sitzen bleiben und sich sorgen. Hatte die Deikin ihr gesagt, sie solle ausgehen, so wollte sie das auch thun, so wollte sie es nun auch thun, obschon sie danach nicht angezogen war, und nicht einmal ein Umschlagetuch zur Hand hatte, ohne das man sich zum Spazirengehen eigentlich nicht sehen lassen konnte. Es war ihr auch nicht um das Gehen, oder um die Leute, sie wollte nur von dem Flecke fort, auf dem sie sich alle die Gedanken gemacht hatte.

Grades Weges und wie sie war ging sie die Straße hinab. Es mochte fünf Uhr sein. Als sie aus der

Reihe der Häuser heraus trat, funkelten das schöne Wetter und der Sonnenschein ihr noch lustiger entgegen, und von dem weißen Leuchtthurm strahlte das Licht blendend zurück! Die Glaskuppel auf demselben sah fast so hell aus und so goldig roth, als ob das Feuer in der Nacht darin brannte. Die lichte Sauberkeit des Baues hatte immer etwas Reizendes und Verlockendes für Katharina gehabt, und weil ihr der ganze Tag so traurig und so besonders vergangen war, regte sich in ihr das unbewußte Verlangen, nun auch etwas Besonderes zur Erheiterung zu haben oder zu thun, und ohne viel zu überlegen, ging sie nach dem Thurme, dessen Eingangsthüre offen stand und ihr zu winken schien. Schnellen Schrittes hatte sie ihn bald erreicht, und stieg die steinerne Wendeltreppe hinan.

Die Sonne hatte von früh ab über dem Thurme gebrütet. Eine trockene dumpfe Hitze, wie Katharina sie nie zuvor empfunden hatte, erfüllte ihn. Dieser ungewohnte körperliche Eindruck und der Gedanke nun endlich den Leuchtthurm zu besuchen, regten sie auf und spannten ihre Erwartung an, daß sie schneller hinauf eilte und endlich, da man des Treppensteigens in

den einstöckigen Häusern des Städtchens nicht gewohnt ist, oben athemlos vor der Stube des Wächters anlangte.

Bei dem stillen Wetter hatte dieser die Schritte auf der Treppe gehört, und öffnend, um nachzusehen was es gebe, erblickte er das Mädchen, das mit heißen rothen Wangen verlegen vor ihm stand.

Da grade heute am Mittage der Bürgermeister mit ihm von Katharinen gesprochen hatte, war er in dem Glauben, sie komme, um sich bei ihm beliebt und ihn sich geneigt zu machen.

Wie kommst Du denn hieher? fragte er mit der Freundlichkeit eines Mannes, dem Besuch in seiner Einsamkeit willkommen ist. Heute ist Alles draußen! Sie zogen wie eine Heerde Schafe hinaus! fügte er hinzu, und hinkte mit seinem krummen Beine langsam und schwerfällig in die Stube zurück.

Meine Frau ist auch nicht zu Hause! Sie ist auf Kaffee bei der Meukin! entgegnete Katharina. Sie sagte ich sollte auch ausgehen, aber weil ich doch noch nie hier oben war und . . .

Sie brach ab, auf eine Ermuthigung wartend, auf die sie rechnen zu können glaubte, weil der Alte sie gern hatte, und wenn er an seinen freien Tagen in

den Laden kam, trotz ſeiner hohen Jahre manchmal ſein Späßchen mit ihr trieb. Indeß die Ermunterung blieb aus. Es fiel dem Wächter ein, was ihm heute der Bürgermeiſter wegen ſeines Wilhelm, wegen des Gotthard und wegen der Katharina geſagt hatte, und daß ſie grade heute kam und ganz allein, machte ihm ihr Kommen mit einem Male verdächtig. Es konnte nur zu wahr ſein, daß ſie dem Gotthard nachſtellte. Und wenn dieſer ſich mit ihr einließ, ſo war kein Zweifel, daß die Deikin und der Paſtor ihn zwingen würden, die Katharina auch zu heirathen, und daß der Alte ſie mit zu ernähren bekäme, denn der Gotthard ſelber hatte ja noch Nichts.

Der Alte ſtand am Tiſche und ſtopfte ſich ſeine kurze Thonpfeife, die er vorher des Zuges wegen mehrmals unterſucht hatte. Aber das Stopfen ſchien nicht recht von Statten gehen zu wollen, weil er immer daran dachte, ob es denn wohl gar wäre, wie er fürchtete, und ob die Katharina gekommen ſei, es ihm zu ſagen. Sie danach fragen wollte er nicht. Er meinte, ſo Etwas höre man immer noch zeitig genug. Und ſo beſchäftigte er ſich, gelaſſen wie er war, mit ſeiner Pfeife, bis ſie geſtopft war, daß er kein Blättchen

zu viel oder zu wenig darin hatte. Darauf ſchlug er ſich mit Stahl und Stein nach alter guter Sitte Feuer an, denn zu den neuen Zündmitteln hatte er kein Vertrauen, am wenigſten da oben im Thurme, wo die Luft doch anders war als unten, und während er den duftend glimmenden Schwamm auf die Pfeife legte, und in langen paffenden Zügen den Tabak zu entzünden verſuchte, ſagte er in abgebrochenen Worten, an Katharinens frühere Bemerkung, daß ſie noch nie hier oben geweſen ſei, anknüpfend: Hier oben! hier oben iſt Nichts zu holen, und gar Nichts zu ſehen für Einen, der hier was ſehen oder gar was holen kommen will!

Er warf den Schwamm, der erloſchen war, von ſich und ſchlug auf's Neue Feuer. Dann, als er ſich wieder lange mit dem Anbrennen beſchäftigt und die Pfeife endlich in Zug gebracht hatte, ſagte er, indem er ſich auf den großen hölzernen Stuhl mitten in der Stube hinſetzte, dicht vor dem Pfeiler, auf dem ſich der Kompaß befand: Zu ſehen iſt hier Nichts! aber das iſt's grade!

Katharina war auch an den Tiſch herangetreten und ſtand dem Alten gegenüber, ohne zu wiſſen, was

ſie denken, ſagen oder thun ſollte. Der Wächter betrachtete ſie von Kopf zu Fuß, daß es ſie ängſtigte. Dann war er eine Weile ſtill, und darauf wiederholte er, wie wenn eine Zerſtreutheit über ihn gekommen wäre: Zu ſehen iſt hier Nichts! aber das iſt's grade!

Er hielt abermals inne, als gingen lange Erinnerungen an ihm vorbei, und ſagte dann, während er Katharinen in ganz veränderter Weiſe anblickte, mit einem Tone, mit dem man einem aufmerkſamen Hörer in guter Stunde ſein Vertrauen ſchenkt: Immer ſo daſitzen, ganz allein, die langen Tage und die langen Nächte! Bei Regen und Schnee und Sturm, bei Donner und Blitz immer allein! — Immer aufpaſſen, immer Acht geben! — Ganz hinten, da drüben im Fahrwaſſer nach Danzig zu, da kommt's denn! Da gehen ſie vorüber, die großen Schiffe all zuſammen, die Engländer, Schweden, Dänen und Amerikaner und wie ſie alle heißen! Und dann die unſeren auch! — Von aller Welt Enden kommen ſie her, und nach aller Welt Enden gehen ſie hin. Und Mancher der geht, kommt nicht wieder, und Mancher, der kommt, kommt zum letzten Male, aber wer weiß das? — Dabei gehen Einem die Gedanken durch den Kopf: Wohin und wo-

her? Was bringen ſie? Was holen ſie? Und man denkt ſich: Wenn Du nun einmal die Laterne zur anderen Seite ſteckteſt!

Er lachte, da das Mädchen ihn bei den Worten erſchrocken anſah. Ja! ſagte er, einen geſegneten Strand würd' das geben, ganz anders, als der Paſtor ihn zu ſchaffen verſteht, denn das Beten hat noch kein Schiff hier auf die Bänke gebracht, aber . . .

Aber, fiel ihm das Mädchen voll Entſetzen in die Rede, aber das thut Ihr doch nicht!

Der Alte ſtreckte die Hand nach ihr aus und zog ſie am Arme zu ſich heran. Nein, das thue ich nicht! ſagte er, obſchon's auch nicht ſchlimmer wäre, als ein Hinterhalt oder ſonſt eine Liſt im Kriege, wofür es Kreuze und Orden giebt. Aber — und er ſah ſich um, ob er allein mit Katharinen wäre, es giebt Einen, der leidet's nicht! Und das Waſſer behält ſie nicht, die ſo umkommen, das iſt's! Sie kommen heraus! Ohne Leitern, ohne Treppen, todt wie ſie ſind, ſteigen ſie an den Wänden in die Höhe und ſehen herein in den Thurm, bei Tag und bei Nacht, bei der Sonne und bei dem Feuer! — Er brach ab, die Pfeife verſagte ihm, er mußte einen alten Nagel ſuchen, ſie aufzurüh-

ren und in Gang zu bringen, Katharina ſtand ſprachlos und wie benommen neben ihm.

Glaubt Ihr denn, daß es ſo Etwas giebt? fragte ſie kaum vernehmlich.

Glaubſt Du's nicht? rief er aus.

Der Herr Paſtor ſagt, es ſei Aberglaube und Sünde, nur daran zu denken! entgegnete ſie.

Der Alte nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe. Es redet's Keiner klüger, als er's verſteht! meinte er. Da unten im Pfarrhauſe, oder gar in Danzig, wo der Paſtor her iſt, da iſt's nicht zu ſpüren, und ſeit der Thurm ſteht und wir hier ſind, iſt Nichts vorgekommen, denn wir haben unſeren Dienſt verſehen redlich und treu, der Petermann und ich. Aber als noch die Bake hier ſtand — damals! — Ich habe noch viel davon reden hören, und Einer, der noch nicht lange todt iſt, der hat davon gewußt, der hat's geſehen, ich habe es ſelbſt von ihm gehört mit meinen Ohren, denn es iſt ſonſt wohl vorgekommen — das Weſen mit der Laterne — und die Andern haben gedacht, ihr Beten habe ihnen geholfen, wenn der Strand geſegnet war.

Es wurde Katharinen unheimlich zu Muthe. Wirre Bilder, die ſie lange von ſich fern gehalten hatte,

wachten in ihr auf. Sie fürchtete ſich vor ihnen, ſie fürchtete ſich mehr noch vor dem Alten. So oft ſie ihn unten im Städtchen, im Laden der Deikin geſehen und bedient hatte, niemals war er ihr erſchienen wie heute. Sie kannte ihn kaum wieder. Dort war er einer von denen, die ſich Etwas wiſſen mit ihrem Amte. Er gab ſich gern ein Anſehen, und ſo komiſch er mit ſeinem krummen Beine, das ein Sturz vom Maſtkorb ihm in ſeinen jungen Jahren zugezogen hatte, ſich auch machte, er genoß ein Anſehen in der Stadt. Hier oben kam er ihr älter, kleiner, ja faſt ſpukhaft vor, wie er mit ſeinen Augen zwinkerte und von den Dingen ſprach, die hier draußen geſchehen ſein, und von den Dingen, die hier ihr Weſen treiben ſollten, ohne daß der Herr Paſtor davon wußte oder daran glaubte.

Kann ich hinausgehen auf die Galerie? fragte ſie, als wolle ſie verſuchen ſich dem Zauber zu entziehen, der ſie hier in dem heißen Thurme, in des alten Wächters Nähe gefangen nahm.

Ja, geh' hinaus! ſprach er, aber da draußen iſt Nichts zu ſehen, ich ſage Dir's!

Er blieb ohne ſich zu rühren ſitzen, Katharina

aber trat auf die Galerie hinaus, und die Fülle der frischen Seeluft, die Weite des Blickes schlossen ihr Augenblicks das Herz auf und verscheuchten die Schatten, welche des Wächters Reden in ihr heraufbeschworen hatten. Nie zuvor in ihrem Leben hatte ihr Auge einen so weiten Kreis beherrscht, nie zuvor hatte sie ein Stück Erde in ihrem Zusammenhange mit dem nächst angrenzenden betrachtet, ja, sie hatte keine Vorstellung davon gehabt, wie die Insel, auf der sie lebte, sich aus dem Meere hervorhob, und wie klein sie sei im Verhältniß zu demselben und zu dem Lande, dessen Ufer den Meerbusen gegen Westen begränzten. Die Welt, wie sie dieselbe jetzt betrachtete, war ihr fremd, und die Insel, auf der sie geboren war, das Städtchen, in welchem sie lebte, kamen ihr wie verzaubert und wie verwandelt vor.

Schöner war ihr die wunderbare Stadt, das Traumbild ihrer Kindheit, nicht erschienen, als die Insel ihr jetzt dünkte, die vor ihren Augen lag. Die warme Jahreszeit hatte den kleinen wiesenartigen Grund am Fuße des Leuchtthurmes mit weißen, gelben und rothen Blumen besäet, daß er zwischen der hellen Düne und dem dunkeln Kiefernwalde fast einem Gartenbeete glich.

Weiterhin ſtreckte das Städtchen ſich aus mit ſeinen weißen Häuſern, mit ſeinen blanken Fenſtern, mit ſeiner Kirche, ſeinem Pfarrhauſe und mit dem ſonderbaren Glockenthurme mitten in der Straße. Darüber fort, nach dem Lande zu, wo einſt die Stadt Alt-Hela geſtanden, welche Feuer und Seeräuber ſchon vor Hunderten von Jahren zerſtört, waren die Trümmer der alten Kirche ſichtbar, in deren Gewölben Schätze lagen, von Geiſtern bewacht, von einem feuerſpeienden Hunde gehütet. Niemand aber hätte es heute dem alten Gemäuer angeſehen, welche Schrecken es barg, denn die Sonne ſchien darauf ſo freundlich, wie auf jeden andern Fleck der Inſel, und das Grün, das ſich dort zwiſchen den Trümmern zeigte, ſah wie ein Schmuck derſelben aus.

Am ſchönſten aber dünkte ihr doch die jetzige Stadt Hela ſelbſt, obſchon heute kein Menſch in der Straße zu erblicken war. Der Sommer und der Sonntag ſchienen ganz allein darin zu wohnen und zu walten. Selbſt die Hühner ließen ſich nicht ſehen, die ſonſt in dem warmen Sande vor den Häuſern ſelten fehlten. Nur die Schwalben flogen leicht geſchwingt über die Dächer dahin, ſenkten ſich tief zur Erde hinab und

ſchlüpften dann eilig in die Neſter, welche das gaſtliche Dach der Menſchen für ſie beſchützte. Hier und da ſchoß in ſcharfem Fluge eine glänzend weiße Möwe über die Dächer und hart am Leuchtthurme hin, und ſetzte dann flügelſchnell ihren eiligen Zug über das Meer fort, nach dem Ufer des Landes, deſſen baumgekrönte Höhen Katharina von hier aus zum erſten Male lang und weithin überſah.

In ihrer Kindheit hatte ein unbeſtimmter Zug, hatte die Sehnſucht nach der Heimat ihres Vaters ſie in die Ferne gelockt. Sie hatte geglaubt, es müſſe am Lande beſſer und ſchöner ſein. Heute dünkte ihre Inſel ihr wie das Paradies. Sie begriff nicht, wie die Mutter dieſelbe jemals habe verlaſſen können, ſie begriff nicht, wie ſie ſelbſt in ihrer Kindheit ſich habe fortſehnen können von der Heimat. Sie ſah hinab auf den Wald, und die Tage, in welchen ſie die Schafe gehütet, waren ihr ſo nahe und deutlich, als hätte ſie noch geſtern in dem Dorfe gelebt. Sie konnte ſich genau erinnern, wie ſchön es in dem Walde geweſen war, als ſie ihn zuerſt mit ihrer Herde betreten hatte. Sie ſah hinab in die Stadt: da lag die Kirche, in der ſie eingeſegnet worden, in der ſie das heilige Abend-

mahl genoſſen hatte. Weiterhin ſah ſie in den Garten des Pfarrhauſes hinab, deſſen Bäume hinuntergehen bis zum Meere, und dort, mitten in der Straße, lag ihr Haus, das Haus der Deikin. Die graugrünen Wände, die weißen Fenſterladen, die hellgeputzten Scheiben gefielen ihr über die Maßen. Sie freute ſich an dem Hauſe, als ob es das ihre wäre, ſie freute ſich an der ganzen Inſel, ſie war eigentlich in ihrem Leben noch ſo fröhlich nicht geweſen, und hätte ihr jetzt Einer geſagt, daß ſie fliegen könne, wenn ſie nur wolle, ſie würde es geglaubt haben, weil ſie ſich ſo leicht fühlte und ſo froh.

Während ſie noch auf der Galerie ſtand und ſich umſchaute, ſo weit ihr Blick nur reichte, trat hinter ihr ſchnell des Thürmers Sohn zur Thüre heraus und neben ſie hin. Biſt Du hier? rief er, und ſah ihr mit ſeinen blauen Augen ſo ehrlich und freudig in das Geſicht, daß ihr dabei erſt einfiel, wie oft er ſie gebeten, einmal auf den Leuchtthurm zu kommen, und daß ſie es ihm immmer abgeſchlagen hatte. Der Gedanke, er könne darin ein Zugeſtändniß für ihn ſehen, überraſchte ſie unangenehm, und da man meiſt zu einer Uebertreibung ſeines Ausdruckes verleitet wird, wenn

man ſich ſchnell aus einer Stimmung in die andere verſetzt findet, ſagte ſie mit einer Härte, die durch Nichts herausgefordert war: Ich wußte, daß Du nicht da ſein würdeſt!

Gotthard konnte ihr darauf Nichts erwidern. Auch er hatte einen plötzlichen Wechſel der Empfindungen von auflodernder Hoffnung zu gänzlicher Abweiſung zu erfahren, aber dieſer jähe Wechſel nahm ihm das Wort. Daß er ſchweigend neben ihr ſtehen blieb, war Katharinen unlieb. Sie fühlte, daß ſie Unrecht gegen ihn hatte. Sie würde ihm ſogar recht gern etwas Freundliches geſagt haben, hätte ſie nur gewußt was, und hätte der Gedanke, daß drinnen der Alte ſitze und nach ihr ſehe, ihr nicht das Verweilen neben ſeinem Sohne vollends verleidet. Auch den jungen Mann hinderte des Vaters Nähe; da er aber bemerkte, daß Katharina ſich entfernen wollte, und er ſie durchaus zurückzuhalten wünſchte, fragte er mit plötzlicher gewaltſamer Selbſtüberwindung: Kathrine, kannſt Du mich denn nicht leiden?

Sie ſah ihn erſchrocken an, und da ihr, alſo mitten aus ihrer Heiterkeit herausgeriſſen, gleich wieder die Trübſal des Tages einfiel, ſo legte ſie das Gotthard

unwillkürlich zur Laſt, und ſich trotzig von ihm wendend, ſagte ſie: Nein! ich kann Dich nicht leiden, nicht Dich, nicht den Andern! Und laßt mich in Frieden! Ich will Nichts von Euch wiſſen!

Ihr Trotz regte in dem jungen Manne eine nie gekannte Leidenſchaft auf. Dir liegt der Wilhelm im Sinne! ſagte er eiferſüchtig und faßte ſie bei der Hand.

Laß mich los! rief ſie und wollte ſich ihm entziehen, aber er hielt ſie nur feſter.

Du kommſt nicht hinunter ehe ich's weiß! betheuerte er und preßte ihr Handgelenk, das ſie frei zu machen ſtrebte, wie ſinnlos in ſeiner Rechten.

Ich will Nichts zu thun haben mit Dir! Ich habe mit Keinem zu thun! Ich haſſe das Mannsvolk! ſagte ſie, und die Thränen traten ihr vor Zorn und Schmerz in die Augen.

Gotthard ließ ſie los. Du lügſt! ſprach er mit leiſer, doch drohender Stimme, Du lügſt! aber nimm Dich in Acht, wenn ich's Dir beweiſen kann!

Er trat von ihr zurück, ſie ſprachen kein Wort mehr mit einander. Katharina ging in den Thurm, der Alte ſaß und trank den Kaffee, welchen er zum Abendbrod verzehrte. Er fragte, was der Gotthard

draußen thue, ſie ſagte, ſie wiſſe das nicht, ſie müſſe fort, da die Frau bald nach Hauſe kommen werde. Er ließ ſie gehen, ohne ſich weiter ſonderlich um ſie zu kümmer. Als ſie hinaus war, rief er ſeinen Sohn.

Die dachte Dich hier zu treffen! ſagte er mit der Beſtimmtheit eines Mannes, der ſeine Beobachtungen für unfehlbar und unwiderleglich hält; aber Du haſt Nichts, und ſie hat Nichts, ſchaff' ſie Dir vom Halſe!

Ich wollte meine Augen hätten ſie nie geſehen! dachte Gotthard, und ohne daß er ſelbſt es wußte, glitten dieſe Worte kaum hörbar über ſeine Lippen. Dennoch hatte der Alte ſie vernommen; indeß er ſagte Nichts dazu, obſchon er ſeine eigene Meinung dabei hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Das Mädchen hatte ein schweres Leben seitdem. Wilhelm, der sich darauf verließ, daß die Mutter ihm den Vater bei guter Stimmung erhalten werde, kam von der Deikin Thür und Laden nicht mehr fort, und folgte dem Mädchen auf Tritt und Schritt, wo es sich außer dem Hause blicken ließ. Gotthard, der überzeugt war, daß Katharina seinen Nebenbuhler zu der offenkundigen Bewerbung ermuntert haben müsse, bewachte ihn und sie mit Eifersucht, und die ganze Stadt sagte sich, daß der Bürgermeister zu des Sohnes Liebschaft mit der Katharina schweige, das müsse eine eigene Bewandtniß haben, das sei nur dadurch zu erklären, daß die Deikin ihm versprochen, sie zur Erbin einzusetzen.

Den Bürgermeister darum zu fragen, traute man

ſich nicht, aber an die Frau deſſelben wandte ſich Dieſer und Jener, und die Bürgermeiſterin ſagte nicht Ja und nicht Nein dazu. Sie meinte, in andrer Leute Herzen könne man nicht leſen, und Kinder hätte die Deikin freilich nicht. Sie ginge das Alles indeß gar Nichts an, und ihr Mann wolle auch Nichts davon hören, weil das Mädchen keine Bürgerstochter ſei. In Danzig, das wiſſe ſie, wäre es allerdings etwas Anderes, da frage man danach nicht. Sie habe, als ſie in Danzig geweſen ſei, Eine geſehen, die in Sammt und Seide gegangen und mit Vieren gefahren wäre, und der es gewiß kein Menſch angemerkt habe, daß ſie einmal Rock und Jacke getragen, und in dem Hauſe gedient habe, in welchem ſie jetzt befahl. Aber ländlich ſittlich! und ihrem Manne dawider zu ſein, falle ihr nicht ein, obſchon die Katharina ein arbeitſames Frauenzimmer wäre.

Wie das nun zu geſchehen pflegte, erfuhren ſowohl Katharina als die Deikin von dem Gerede, das im Schwange war, und die Deikin nahm ihr Mädchen eines Tages vor und ſagte: Sie reden von Dir Dies und Das, und es heißt, Du hätteſt Abſicht auf des Bürgermeiſters Wilhelm. Iſt das wahr?

Katharinen fiel es wie ein Stein vom Herzen, daß sie nun Gelegenheit fand, von dem Vorfall mit dem Bürgermeister zu reden, und sie erzählte Alles, was geschehen war mit ihm und seinem Sohne und auch mit Gotthard, und die Deikin hörte es ruhig an. Als Jene nun gebeichtet hatte, nickte die Deikin mit dem Kopfe und sagte: Ich dachte wohl, daß Du nicht so dumm sein könntest! Ein Bürgerssohn kann Dich ja nicht nehmen, und mich Schimpf und Schande an Dir erleben lassen, das wirst Du nicht thun. Denk' Du an Deine Arbeit und kümmere Dich um Nichts, ich werde ihnen aufpassen, nun ich sehe wie es steht.

Sie hielt danach auch wirklich, so gut sie's konnte, die beiden jungen Leute von dem Mädchen ab; indeß damit steigerte sie nur den Glauben, daß sie mit Katharinen etwas Anderes vorhabe; denn was ging es sie sonst an, wer das Mädchen haben wollte? Die Nachbarn meinten, es gehe daraus nur hervor, daß der Deikin Neffe, der Karl, die Kathrine nehmen solle, und es währte nicht lange, so fingen die Frauen und die Hela'schen Bürgerstöchter sich darüber zu ärgern an, daß die Deikin solch ein Wesen mache mit ihrer Magd, und daß die jungen Männer wie versessen auf

dieſelbe wären. Die Einen ſagten, es komme daher, daß die Mannsleute wie die Kinder immer etwas Beſonderes haben wollten. Das blonde Haar und die weiße Haut, die wären ihnen was Altes. Sie hätten gewiß nun am liebſten einmal eine Mohrenprinzeſſin, da ſie ſolche aber nicht bekommen könnten, ſo müßte es die Katharina ſein, die ungefähr wie eine Mohrin anzuſehen wäre. Die Andern meinten, das ſei es nicht, ſondern die Kathrine verſtehe es. Jedes ordentliche Frauenzimmer habe es kein Hehl, wenn ein junger Mann ihm gefalle, denn man müſſe doch heirathen; aber die Kathrine putzte ſich, daß Jeder ſein Auge auf ſie richten müſſe, und wenn das geſchehen ſei, dann heiße es, ſie mache ſich aus Niemandem Etwas. Sie wolle nur warten, bis der Karl heimkehre, den werde ſie ſchon wollen, und ſie halte die Andern nur darum hin, um nachher dem Neffen ihrer Frau es noch wie eine Gnade anzurechnen, daß ſie ihn genommen habe. Ob die Deikin das zugeben wolle oder nicht, darauf komme es gar nicht an. Zwei junge Leute, die einig wären, würden mit einer alten Frau immer fertig, und eine alte Frau ſei die Deikin nun doch lange. Kathrine habe ja ſo ſchon Alles bei ihr

unter Händen, und wie ſchlau ſie ſei, könne man am beſten daran ſehen, daß ſie ſelbſt den Herrn Paſtor auf ihrer Seite habe, der groß Lobens von ihr mache und ſtehen bleibe und mit ihr ſpreche, was er für die Hundertſte nicht thäte. Freilich verſtehe ſie Augen zu machen und Reden zu führen, wie Keine ſonſt es thäte, ſie ſei eine Pfiffige und Hinterliſtige, die andern ehrlichen Mädchen ihre Liebhaber fortzulocken wiſſe, und wer Etwas auf ſich halte, der müſſe ihr zeigen, daß man dies bemerke und durchſchaue, und ſich nicht mit ihr einlaſſe. Dann hätten ſie die Männer ganz ungehindert für ſich, und dann würde man ja ſehen.

Ohne daß Katharina das Geringſte gethan hätte, ſolches Mißwollen der Mädchen und Frauen gegen ſich zu erregen, wuchs es dennoch ſchnell und mächtig gegen ſie auf, und ſie fühlte ſich davon umſtrickt und gehindert, ohne daß ſie begreifen konnte, woher es kam, oder was ſie dagegen thun ſollte. Sie hatte ſeit ſie im Hauſe der Deikin lebte, den Nachbarn hie und da wenn die Gelegenheit es mit ſich brachte, eine Handleiſtung oder ſonſtige Hülfe geboten, man war ihr auch zugeſprungen wenn es einmal Noth that. Jetzt hieß es, ſie brauche ſich nicht zu bemühen, wenn ſie

helfen wollte, wobei es auch immer war, und ihr im Geringsten beizustehen, daran dachte jetzt Niemand mehr. Sah eine der Frauen es, daß sie einmal dem Wilhelm Rede und Antwort gab, so war das ein Verbrechen und wurde gleich dem Gotthard hinterbracht, zum Zeichen, daß Katharina eine Liebschaft mit seinem Nebenbuhler unterhalte, und so auch umgekehrt. Bemerkte man, daß sie den Beiden auswich, so nannte man das eine List, mit der sie schon ihr Ziel erreichen werde, denn die Mannsleute wären dumm und ließen sich fangen.

Uebelwollen, das uns umgiebt, ist aber wie schlechte Luft, man kann sich ihrem Einflusse nicht entziehen, man ist gezwungen, sie einzuathmen, und wie die schlechte Luft uns allmählich krank und elend macht, so wandelt das Uebelwollen der Andern uns selbst allmählig um. Wer sich in jedem Augenblicke beobachtet sieht, verliert natürlich seine Unbefangenheit; wer sich von Mißtrauen bewacht weiß, wird zurückhaltend, wird selbst mißtrauisch, und zwar je nach seinem Charakter gegen die Andern oder gegen sich selbst. Katharina hatte die Jahre bei der Deikin in jener ruhigen Zufriedenheit verlebt, welche man empfindet,

wenn man mit redlicher Arbeit ſeine Pflicht erfüllen kann und für ſeine Leiſtung, wenn auch keine beſondere Anerkennung, ſo doch gleichmäßige ſtillſchweigende Billigung erhält. Sie hatte keine beſonderen Freuden, aber auch keinen Kummer gehabt, ſie hatte nicht mehr viel an ihre Kindheit, aber noch weniger an ihre Zukunft gedacht. War ihr hier und da einmal eingefallen, was denn aus ihr werden ſolle wenn die Deikin ſterbe, ſo hatte ſie ſich damit getröſtet, daß die Frau ja noch rüſtig und geſund ſei, und ſich geſagt, vielleicht werde die Frau Paſtorin dann ein Mädchen brauchen, oder der Herr Paſtor für ſie anderweit einen Dienſt ausfinden. Sorgen hatte ſie ſich nie gemacht, und Gram hatte ſie nie gehabt, ſeit ſie in der Stadt war. Nun kam aber Beides mit einem Male über ſie, und ſie war jetzt reif und vernünftig genug, es in ſeiner ganzen Schwere zu empfinden.

Ihre Munterkeit entwich vor dem Uebelwollen, das ihr im Verkehre außer dem Hauſe und im Krame begegnete. Am Brunnen oder bei dem Bäcker und bei dem Schlächter hatte kein Mädchen ihr Etwas zu erzählen oder ſie um Etwas zu fragen. Im Laden forderte man was man brauchte, und ging davon, wenn man

es erhalten hatte, ohne weiter ein Wort zu verlieren. Die jungen Männer, welche das Behaben der Mädchen und Frauen ſahen und ſeine Quelle erkannten, blieben wie ſich das verſteht, um ſo länger in dem Laden ſtehen, und aus demſelben Grunde fertigte Katharina ihre Anſprachen und Reden nicht mit der alten munteren Ruhe ab. Sie war unfreundlich mit dem Einen, kurz angebunden gegen den Zweiten, ſpitzig und herausfordernd mit trotzigem Worte gegen den Dritten, daß die Deikin endlich das ganze Weſen merken mußte, und es bald Tadel, bald Vorwürfe für Katharinen von ihr gab.

Es iſt aber ein altes und wahres Wort, daß man ſich in der Ehe und mit ſeinen Dienſtboten vor dem erſten harten Worte zu hüthen habe; denn wo das erſte gefallen iſt, kommen viele andere nach. Katharina war ſich bewußt, in ihrem Dienſte Nichts zu verſäumen, und doch war die Deikin nicht mehr mit ihr zufrieden wie ſonſt. Sie konnte dem Mädchen nichts Beſtimmtes vorwerfen, es konnte ſich ſeinerſeits auch über nichts Beſtimmtes beklagen. Die Deikin zeigte ihm kein Mißtrauen, es wurde ihm gewährt an Eſſen und Trinken und Kleidung, was es ſonſt erhalten

hatte, und doch empfanden beide Frauen nach wenigen Monaten, daß es Alles anders geworden war. Solche Zustände unbestimmter Unzufriedenheit sind aber grade die schlimmsten.

Die Deikin sagte zum Pastor, daß sie keine Klage gegen Katharina habe, aber je älter sie werde und je länger sie das Mädchen um sich habe, um so mehr sehe sie doch ein, was für ein Unterschied es sei zwischen einer Fremden und einem eigenen Kinde. Es sei ein Unglück für eine alte Frau, wenn sie keine Tochter habe. Der Pastor tröstete sie damit, daß ihr Neffe doch nun zum Herbste wiederkommen werde; diese Beruhigung wollte jedoch nicht fruchten.

Wer weiß wie das gehen wird! sagte die Deikin nachdenklich. Der Karl konnte die Kathrine, als ich sie bekam, vor Augen nicht leiden, und sie hat sich in der letzten Zeit so ein Wesen mit den Männern angewöhnt, daß sie im Laden Nichts mehr werth ist. Und ein junger Mensch und solch ein Mädchen taugen auch am Ende nicht unter einem Dache. Die jungen Leute sind alle hinter ihr her.

Der Pastor hatte zum Guten gesprochen, es hielt auch vor für eine Weile, aber anders war es gewor-

den und blieb es, und Katharina dachte manchmal im Stillen, wenn der Karl wiederkäme und ſie ſo ſchlecht behandelte wie früher, ſo würde ſie's nicht aushalten können hier im Hauſe.

Und der Karl kam!

Es war Ende September. In den kleinen Gärten hinter den Häuſern ſchnitt man den Kohl, hob man die Wrucken und die rothen Rüben aus der Erde, um ſie mit allem, was ſonſt noch Grünes in den Gärten ſtand, in Verwahrung und in die Keller zu bringen. Die Sonne ſchien noch hell, die Mittage waren noch ſchön und warm, aber die Morgen und Abende waren ſchon kalt, und Nachts ließ ſich hier und da ſchon leichter Reif erblicken. Von jedem Markttage in der Stadt kehrten die Kähne, welche Fiſche hineingebracht hatten, mit Ladungen von Kartoffeln und von Torf für den Winter zurück, für den man ſich einzurichten begann. Mit einem ſolchen Kahne kam Karl von Putzig aus nach Hela gefahren.

Es war zwei Uhr nach Mittag, als er in das Haus eintrat. Die Deikin war unten im Keller mit dem Einkellern der Rüben beſchäftigt, welche Katharina ihr zutrug, und dieſe ſtieg grade die kleine Kellertreppe gegenüber der Hausthüre in die Höhe, als der lang'

entfernt geweſene Neffe wiederkehrte. Sie ſtand auf einer der letzten Stufen, daß ſie aus der Luke heraus bis an die Knie ſichtbar war. Das helle Sonnenlicht, das durch die offenſtehende Hausthüre hereinfiel, beleuchtete ſie völlig und machte ſie mit ihren friſchen von der Herbſtluft und der Arbeit höher gerötheten Wangen nur noch ſchöner ausſehen. Der enge Rock und die feſtanliegende Jacke von dunkelblauer Leinwand zeigten wie tadellos und kräftig ſie gewachſen war, das ſchwarze Kopftuch, das ſie bei der Arbeit trug, ſah ſtumpf aus gegen ihr glänzendes Haar, und der Ausdruck der Ueberraſchung und des geheimen Schreckens, welche Karl's Ankunft ihr einflößte, gab ihren großen dunkeln Augen etwas Gewaltiges.

Karl erkannte ſie gleich, und faſt noch auf der Schwelle ſtehend, rief er: Donnerwetter! Kathrine, biſt Du hübſch geworden!

Sie vernahm die Worte, die ihr hätten ſchmeicheln ſollen mit Entſetzen, aber auch die Deikin hatte ſie vernommen und ſtieg augenblicklich aus dem Keller empor, wenig erfreut von dieſem erſten Lebenszeichen ihres künftigen Hausgenoſſen.

Indeß ſein Anblick ſtimmte ſie günſtiger. Er war

einundzwanzig Jahre gewesen, als er Hela verlassen, jetzt stand er im fünfundzwanzigsten. Die Jahre hatten seinen Körper gereift, er war noch gewachsen, stärker geworden, und die Achtsamkeit, welche die militärische Disciplin dem Soldaten auferlegt, hatte seiner Figur Haltung, seinen Augen und seinem Ausdruck eine gewisse Stätigkeit gegeben. Sein Haar war noch militärisch geschnitten, sein Schnurrbart geputzt wie der eines Offiziers, man sah daß er viel auf sich hielt; und selbst, daß er über der Soldatenhose einen städtischen Ueberrock an hatte, und einen schwarzen Hut und ein Stöckchen in der Hand trug, mißfiel der Deikin an ihm nicht. Sie dachte, das würde er bald satt bekommen auf der Insel, aber daß er sich vor den Nachbarn erst so in seiner großstädtischen Kleidung sehen ließ, das war ihr recht, und das gönnte sie dem Bürgermeister, dessen Sohn sich gar nicht mit dem Karl vergleichen konnte. Wie es den Menschen, welche an keine Selbstprüfung und überhaupt an kein scharfes Nachdenken gewohnt sind, zu ergehen pflegt, so erlag die Deikin bei dem Anblick ihres Neffen jenem unklaren Empfinden, das man als die Gewalt der Blutsverwandtschaft bezeichnet, während es in vielen

Fällen Nichts ist, als ein bequemes Versinken in eine alte Gewohnheit.

Die Deikin hatte mit Widerstreben an die Rückkehr ihres Neffen gedacht. Nun er vor ihr stand, hatte sie eine Freude darüber, daß er da war. Sie hatte es selbst vor Katharinen Abends in der Schlafkammer nicht Hehl gehabt, wie sie sich den Karl immer als einen großstädtischen Prahler denke, dem Nichts zu Hause mehr gut genug und Nichts mehr recht sein werde, und wie er ihr, wenn sie sich ihn vorstelle, weil er doch jetzt so lange schon Soldat sei, als ein völlig Fremder vorkomme. Jetzt, als er fast wie ein Fremder in das Haus kam, jetzt, als er gleich bei dem Eintritt in die Thüre und in die Stube die Niedrigkeit des Hauses verwünschte, in dem man mit dem Kopfe an die Decke stoße, und den Kaffee nicht so gut, das Brod nicht so frisch und die Butter viel gesalzener fand, als in Berlin, jetzt nahm die Deikin keinen Anstoß daran, sondern tischte auf, was sie im Hause hatte, und konnte der Freude an der Größe und an der Stärke und an dem ganzen straffen Wesen ihres Neffen gar kein Ende finden.

Ihn für sein Theil bestärkte das in seiner Selbst-

gefälligkeit. Er sah sich bewundert, und er wollte das verdienen. Er erzählte von Berlin, von dem Könige, von den Prinzen und Prinzessinnen, vor deren Palästen er Wache gestanden, und vor denen er bei den Paraden aufmarschirt sei. Er sprach von Theatern, in denen er gewesen, von der prachtvollen Uniform mit goldenen Tressen, die er getragen, von dem gräflichen Offizier, dessen Bursche er gewesen, und von allen den Anerbietungen und Vortheilen, welche er ausgeschlagen habe, um doch die Tante nicht allein zu lassen in ihren alten Tagen, und ihr zu helfen, wenn sie sich selber nicht mehr helfen können würde.

Die Deikin, so klug sie war den Fremden gegenüber, und so scharf sie deren Thun und Reden abzuwägen wußte, verlor ihr kluges Urtheil, wo es ihre Blutsverwandten galt, und das Wohlbehagen, das sie an der Schönheit hatte, machte ihr den Heimgekehrten doppelt werth, so daß sie auf Treu und Glauben Alles hinnahm was er sagte. Sie prüfte nicht, sie sonderte nicht, sie freute sich nur von Stunde zu Stunde mehr, daß sie einen so schönen Neffen habe, einen Neffen, der unter der Garde gedient hatte, was noch keinem Andern von den jungen Leuten aus der Stadt passirt war.

Als darauf ein Nachbar, und dann der zweite und endlich der dritte kam, den Heimgekehrten zu beſehen und zu begrüßen, als Karl auf ſie Alle, ſelbſt auf den Bürgermeiſter vornehm und ſtolz herabſah, und Jedem zu verſtehen gab, was es auf ſich habe, drei Jahre in Berlin geweſen und ein ausgedienter Soldat vom Kaiſer-Alexander-Grenadier-Regimente zu ſein, da ſchickte die Deikin die Katharina in den Keller hinab, ließ von ihrem beſten Genever eine Flaſche voll abfüllen, ſetzte ſie auf den Tiſch in ihrer Stube und vier Gläſer darum, und Jedem der kam, mußte Karl zutrinken, und Jedem mit dem er trank, ſagte er, er thue es, damit die Nachbarn gleich alle ſähen, daß er nicht ſtolz geworden ſei in ſeines Königs Rocke, und in ſeinen goldenen Treſſen.

Am Abende als der Beſuch ein Ende hatte, als die Deikin die Thranlampe im Laden anzünden ließ und das Licht hinſetzte auf den Tiſch in ihrem Zimmer, damit der Karl ihr noch Etwas erzähle, kam auch Katharina mit dem Spinnrocken, wie das all die Jahre hindurch geſchehen war, herein. Was willſt Du? fragte die Deikin.

Katharina verſtand die Frage nicht, die Frau mußte

ſie wiederholen. Ich denke ich ſoll ſpinnen! ſagte Katharina.

Die Deikin beachtete ihre Verwunderung nicht. Einer muß doch im Kram bleiben, meinte ſie. Wenn Du immer hin und her gehſt, kühlſt Du die Stube aus! Nimm den Rocken mit.

Katharina gehorchte. Sie ging hinaus, ſie war abgeſetzt. Die ſogenannten Bande der Blutsverwandtſchaft trugen den Sieg davon.

Als die Deikin mit dem Neffen allein war, fragte er, mit dem Kopfe auf das abgehende Mädchen deutend: Iſt die denn eingeſchlagen?

Es ward der Alten eigen zu Muthe, als ſie die Worte hörte. Sie wußte in dem Augenblicke ſehr beſtimmt und deutlich, daß ſie ein Unrecht, und zwar ein ſchweres, an dem Mädchen beging; aber wer entſchloſſen iſt, gegen ſein beſſeres Wiſſen zu handeln, findet immer zehn Gründe für einen, dies vor ſich ſelber zu beſchönigen, und die Deikin befand ſich in dem Falle. Es iſt gut, ſagte ſie ſich in ihrem Innern, daß er auf dieſe Weiſe nach ihr fragt, es iſt zu Katharinens Beſtem. Wenn er es nicht vergißt, daß ſie bei mir nur dient, wenn er immer daran denkt, daß

ſie nicht ſeines Gleichen iſt, ſo wird er ſich zu benehmen wiſſen und ihr nicht zu nahe kommen.

In dieſem Sinne gab ſie ihm denn auch Beſcheid. Ja, ſagte ſie mit einem kühlen Tone, der dem Sinne ihrer Rede widerſprach, eingeſchlagen iſt ſie ſehr! Sie iſt fleißig und ehrlich, anſtellig und gutwillig, daß ich mich ganz auf ſie verlaſſen kann. Was ich jetzt aber mit ihr machen werde, weiß ich noch ſelber nicht. Ich habe nicht Luſt ſie noch bei mir zu behalten. Im Winter iſt nicht viel zu thun.

Könnt Ihr denn allein noch fertig werden? fragte Karl, der die Rede der Tante ruhig mit angehört hatte.

Nun Du da biſt! meinte die Deikin und ſah den Neffen zuverſichtlich an. Der nickte nur mit dem Kopfe. Aber er drehte ſeinen Bart erſt rechts, dann links, zu regelrechter Sechſe in die Höhe, und wer Achtung gab, hätte ihm anmerken können, daß er über Etwas nachſann. Die Deikin glaubte zu errathen, was es ſei. Du denkſt wohl, wenn Du auf die See gehſt — ſagte ſie. Er ließ ſie aber nicht zu Ende ſprechen. Einer muß doch da ſein, unterbrach er ſie, den Garten zu beſorgen, und für die grobe Arbeit überhaupt.

Was willſt Du denn machen? fragte die Hausfrau ſichtlich erſtaunt.

Der Neffe nahm das übel. Holz zu ſchleppen und Torf zu tragen, bin ich nicht wiedergekommen! wandte er in einem Tone ein, der ſcherzhaft klingen ſollte, dem man aber den entſchloſſenen Widerſtand anhören konnte. Holz zu ſchleppen und Torf zu tragen, wenn ich vom Waſſer komme, und auch noch im Kram zu ſtehen! wiederholte er, da hätte ich's bequemer haben können im Regimente und mir die hundert Meilen Wegs erſparren können.

Weil er's im Scherze ſagte, mochte die Deikin es nicht ernſter nehmen, obſchon es ihr nicht gefiel. Sie hoffte und dachte, das würde ſich geben, und die hohen Wellen würden ſich legen; denn recht zu brauchen war zu Anfang keiner, der eben vom Soldatendienſte heim kam. Sie mußten alle erſt wieder zurecht gebracht werden und ſich eingewöhnen, das hatte ſie immer bemerkt. Und daß ihr Neffe, der von Berlin kam und von der Garde, ſich noch ſchlimmer anlaſſen würde als die Andern ſonſt, davor war der Deikin eben bange geweſen, und darauf hatte ſie ſich gefaßt gemacht. Sie wollte es alſo beim Willkomm nicht genau mit ihm

nehmen, es nicht mit ihm verderben, und sie sagte deßhalb einlenkend: Wenn's nicht anders ist, so kann ich ja wieder einmal ein kleines Mädchen nehmen.

Warum soll denn die Kathrine fort? fragte der Neffe, und er war in diesem Augenblicke wirklich bei der Frage arglos. Die Deikin aber faßte es anders auf. Der bewundernde Ausruf des Heimkehrenden bei Katharinens erstem Anblick war ihr unvergessen und hatte ihr so wenig gefallen, daß sie eben deshalb das Mädchen gleich am ersten Abende aus der Stube fortgeschickt hatte. Ihre Vorahnung von allerlei Verdrießlichkeiten wurde immer bestimmter und immer lebhafter, aber der Unmuth, den sie dabei fühlte, richtete sich nicht auf den heimgekehrten stattlichen Neffen, der vor ihr saß, sondern auf das Mädchen, das sich draußen in dem kalten Laden, in den so spät kein Kunde eintrat, Gedanken machte über die Launen seiner Hausfrau.

Die Deikin gab dem Neffen nicht gleich Antwort, sie überlegte sich die Sache erst im Stillen und kam dadurch zu dem Entschlusse, den ganzen Handel wo möglich mit einem Male todt zu machen. Mit der Käthrine, sagte sie, so brauchbar sie sonst ist, wird's

nicht mehr lange gehen. Ich kann auch jetzt nicht über ſie klagen, ich bin auch jetzt noch ganz mit ihr zufrieden, wie ich Dir es ſagte, aber es geht doch nicht. Es geht nicht der Nachbarn wegen. Die Zucht mit dem Mannsvolk wird mir zu viel.

Iſt ſie ſo verliebt? fragte Karl und ſchüttelte bedenklich den Kopf, während ein ſchärferer Beobachter als die Deikin einen Zug von neugierigem Vergnügen in ſeinem Geſichte wahrgenommen haben würde.

Von ihr habe ich im Grunde noch Nichts bemerkt, meinte die Deikin, der ihr Gewiſſen doch heimlich zu ſchaffen machte; von ihr habe ich im Grunde noch Nichts bemerkt, aber es iſt Alles hinter ihr her. Des Biſenwächters Gotthard geht ihr auf Steg und Wegen nach, und drüben der Wilhelm hat ſich's gar in den Kopf geſetzt, ſie zu heirathen, weil die Mutter ihm eingebildet, die Kathrine hätte von mir Gott weiß was zu erwarten. Nun liegt er mir den Tag über hier im Laden, und ſie ſetzen zuletzt dem Frauenzimmer, das doch nur mein Geſinde iſt, noch ſelber Etwas in den Kopf. Da muß ſie alſo fort, oder ich handelte nicht recht an ihr.

Die Kerle ſind wohl toll! rief Karl lachend aus,

aber es lag ein ſchlecht verſteckter Aerger in dem Tone. Wie kommt denn die Bürgermeiſterin darauf, daß die Kathrine von Euch Etwas zu erwarten hat? Hat ſie denn vergeſſen daß ich lebe?

Die Deikin war ſehr erbaut von dieſem Zorne ihres Neffen. Ja! ſie muß auch fort! meinte ſie, denn es iſt, als verdrehte ſie ſelbſt dem Bürgermeiſter und der Frau die Köpfe. Und grade daß ſie ein ehrbares Frauenzimmer iſt und Niemanden an ſich kommen läßt, das macht's nur ärger. Selbſt unſer Herr Paſtor redet ihr das Wort! Und fehlen wird ſie mir — vermiſſen werd' ich ſie — aber —

Der Karl ließ ſie nicht zu Ende ſprechen. Er hatte ſich aus dem Hin und Her ihrer Reden ſeinen Vers gemacht, und wie die Deikin ihm gleich am erſten Abende zu zeigen wünſchte, daß ſie Ordnung im Hauſe halten wolle, ſo hatte er die Abſicht, ihr ebenfalls gleich zu beweiſen, daß er in der Reſidenz doch mehr gelernt habe als den Militärdienſt. Er wollte ihr beweiſen, daß er mit den Verhältniſſen wie mit den Leuten umzuſpringen wiſſe, und während unbeſtimmte Vorſtellungen von einem bequemen Liebeshandel und die Gewißheit alle Anderen auszuſtechen ihm vor der

Seele ſchwebten, ſagte er mit großer Entſchiedenheit: Wenn's weiter Nichts iſt, da wollen wir ſchon Rath ſchaffen. Wenn die Kathrine brauchbar iſt, ſo behaltet ſie in Gottes Namen hier. Jetzt iſt wieder ein Mann im Hauſe, ihr den Kopf zurecht zu ſetzen, und wen Ihr nicht im Laden ſitzen haben wollt, der ſoll dort nicht mehr ſitzen: darauf könnt Ihr fluchen!

Er ſtand auf, goß ſich von dem Genever, der noch auf dem anderen Tiſche ſtand, ein Glas voll, leerte es ſtehend mit einem Zuge und ſagte darauf: So etwas Gutes von Genever wie hier bei uns im Laden, das muß ich ſagen, iſt in den ganzen drei Jahren nicht durch meine Gurgel gegangen, und unſer Einer konnte vom Beſten haben in Berlin ſowohl wie auswärts, wenn wir zum Manöver oder auch wie wir an der Gränze faſt bis Frankreich waren. Es iſt doch gut, daß ich wieder hier bin und meine Füße wieder hier unter dieſem Tiſche habe.

Er kam darauf noch einmal von Berlin und von den anderen Städten zu reden, die er geſehen hatte, und auf die Länder, durch die er gekommen war, daß der Deikin der Abend hinging, ſie wußte nicht wo er geblieben war. Es ſchlug die zehnte Stunde vom

Kirchthurm, und in der ganzen Nachbarſchaft ſchlief wohl ſchon Alles, außer dem Nachtwächter in der Straße und dem Wächter auf dem Leuchtthurm, als Karl zu erzählen aufhörte und die Deikin die Stubenthüre nach dem Laden öffnete, um der Katharina, die ſie zuletzt halbwegs vergeſſen hatte, zu ſagen, daß ſie ſchlafen gehen ſolle.

Die Lampe auf dem Ladentiſche brannte trübe, Katharina ſaß auf dem Stuhle und war im Einſchlafen begriffen. Als ſie die Thüre aufmachen hörte, ſprang ſie empor, daß der Spinnrocken umzufallen drohte, und rieb ſich unverhohlen die Augen. Iſt die immer ſo verſchlafen und ſo träge? fragte Karl, der hinter der Deikin über die Schwelle getreten war.

Da ſind die Frauenzimmer in Berlin doch etwas Andres! die ſind auf den Beinen und mit blanken Augen bis in die Nacht!

Die Deikin ging in den Laden, nahm das Geld aus der Schublade heraus und ſchloß die Hausthüre zu. Als ſie mit dem Rücken gegen Karl gewendet ſtand, trat dieſer nahe an Katharina heran und beſah ſie ſich, daß ihr die Röthe der Schaam auf die Wangen trat und ſie ihm auszuweichen ſuchte, indem ſie nach

der Stube ging. Er vertrat ihr wie zufällig den Weg, daß sie dicht vor ihm sich zur Rechten, und dann zur Linken wenden mußte. Er that als halte er dies für Ungeschick oder für Schlaftrunkenheit.

Gott bewahre! rief er laut lachend, ist die verschlafen! Sie fällt ja fast über ihre eigenen Füße. Und sich, während die Deikin die Tageseinnahme nachzählte, unmerklich zu Katharinen neigend, sagte er so leise, daß nur sie es hören konnte: Was hast Du denn die vorige Nacht vorgehabt, daß Du so verschlafen bist?

Darauf ging er ganz von ihr fort, und das Mädchen entfernte sich mit einem Schrecken, als habe es etwas Ungleiches gesehen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Deikin hatte sich sehr verrechnet, als sie am ersten Abende nach des Neffen Heimkehr sich mit dem Gedanken zur Ruhe legte, an ihm doch eine Stütze gewonnen zu haben. Das zeigte sich gleich in den ersten Wochen. Sie hatte gemeint, wenn er ein Paar Tage von der Reise ausgeruht und in seiner städtischen Kleidung bei allen Verwandten und Bekannten, das heißt in allen Häusern der Stadt, umhergegangen sein werde, so solle es damit genug sein, und er solle zu seiner alten Kleidung und zu seiner früheren Beschäftigung zurückkehren. Danach ließ es sich aber gar nicht an.

Seine alte Kleidung hatte er verkauft, als er vor drei Jahren in das Militär getreten war. Denn sie drei Jahre in Berlin aufzuheben, sagte er, wäre Thor-

heit gewesen, und sie würde ihm auch gar nicht mehr gepaßt haben. Sich jetzt in Hela Schifferkleider anzuschaffen, hielt er ebenfalls für eine Thorheit, da seine städtischen Kleidungsstücke, die er sich bei dem Abgange vom Militär in Berlin angeschafft hatte, noch lange vorhalten konnten. Er mochte auch, an die knappe feste Uniform gewohnt, gar nicht daran denken, seine wohlgewachsenen und gut geschulten Glieder, auf die er stolz war, wieder in die weite Hose und in das lose Wamms zu stecken, und was das Fischergewerbe betraf, in dem er auferzogen war, so wollte ihm das auch nicht mehr in den Sinn. Er meinte das werfe für die Arbeit nicht genug ab, es bringe zu wenig ein. Er sagte niemals, daß er in der Kaserne zu bequem dazu geworden sei, bei Tage und bei Nacht, bei Sturm und Regen im offenen Kahne sein halbes Leben zuzubringen. Er sagte auch nicht, wie vergnüglich es sich Stunden und halbe Tage hindurch mit einem ebenfalls müßigen Kameraden in der Kaserne am Fenster liegen und auf die Vorübergehenden, auf die Arbeiter und auf die Frauenzimmer herabsehen lasse; das hätte ihm Jeder in Hela verdacht. Er sprach nur zu Allen, die es hören wollten, davon, daß es in Hela anders wer-

den müſſe, und daß er wohl einſehe, wie man das zu bewerkſtelligen habe.

Wollte ihm ein Bürger beweiſen, daß er irre, und daß es nicht anders werden könne, weil es von der Urväter Zeiten her eben ſo wie jetzt geweſen ſei, ſo verſicherte er, darin beſtände grade das Unglück, und er fühle ſich überzeugt, wenn nur erſt mehr junge Leute von Hela, ſtatt zur See zu gehen, in den Regimentern und in Berlin geweſen ſein würden, ſo würde ſich Mancher finden, mit ihm einzuſtimmen. Daß ſie hier immer noch zuſammenhielten und zuſammen auf den Fiſchfang zögen, und nach ihrem alten dummen Herkommen zu beſtimmten Theilen theilten, das ſei eigentlich gar nicht mehr zu glauben, und Jeder, dem er das in Berlin erzählt, habe es für unmöglich gehalten in einer Zeit, in der es doch mehr Gewerbe gebe als den Fiſchfang, und in der überall viel Geld zu verdienen ſei, wenn man es nur anzugreifen verſtehe. Sein Unteroffizier ſei aus Pommern von Häringsdorf bei Swinemünde hergeweſen. Das ſei auch nichts als ein Fiſcherdorf, aber dort wiſſe man es anders anzufangen. Dort gehe ein Dampfſchiff vom Lande bis beinahe nach Häringsdorf, und damit

kämen die reichſten Leute gefahren aus Berlin und aus der halben Welt, um in der See zu baden. Für Hunderte von Thalern könne man an dieſe Herrſchaften die elendeſten Häuſer vermiethen, und für ein Haus, wie das von der Deikin oder vom Nachbar, dem Rathmann, oder gar vom Herrn Bürgermeiſter, ſei in einem Sommer, ohne alle Arbeit mehr zu löſen, als die Fiſcherei in einem halben Leben abwerfe. Der Bäcker und der Schlächter, und nun vollends ſeine Tante, die Deikin, die könnten mit ihren Waaren und ihrem Kram, wenn nur erſt Fremde da ſein würden, das Geld ſcheffelweiſe erwerben, und er habe ſich ſo gut in der Welt umgeſehen, daß er gleich ein Gaſthaus einrichten wollte, wenn es nur ſo weit erſt wäre.

Er hatte den Kopf voll von Planen, die er Jedem bis in das Kleinſte und in der ihm zuſagendſten Weiſe auszumalen wußte, und weil dieſe an und für ſich vielleicht nicht ausführbaren Ideen dem allgemeinen Intereſſe wie der Gewinnſucht des Einzelnen ſchmeichelten, weil ſie die Geiſter der ſonſt ſo ruhigen Einwohnerſchaft in Thätigkeit verſetzten, erwuchs für ihn ſelbſt zunächſt der Vortheil daraus, daß er von früh bis ſpät einen oder den andern der Bürger bei ſich

hatte, der von der Sache hören und sie mit ihm bereden wollte, und daß er selbst trinkend und schwatzend da sitzen konnte, ohne daß es eigentlich wie Müßiggehen erschien.

Je weiter der Herbst heraufkam, um so öfter sprachen um die Dämmerung die Männer aus der Stadt bei der Deikin ein, um mit Karl darüber zu discuriren, wie man Geld verdienen und Hela zu einem großen berühmten Badeorte machen könne, gegen den Zoppot bald würde verschwinden müssen. Im Flur am Laden, wo sonst die Bürger im Vorbeigehen hier und da einmal ihren Schnapps genommen hatten, war es aber zu so langem Reden viel zu kalt, und erst kam der Eine in die Stube der Deikin und dann der Zweite, und wenn auch der neue Badeort und Karl's Gasthof in demselben noch in weitem Felde waren, so fand sich's, noch ehe das Neujahr da war, daß er in der kleinen saubern Stube seiner alten Tante eine Kneipe errichtet hatte, deren anspruchsvollster Gast er selber war.

Von früh bis spät saß er trinkend und rauchend hinter dem Tische am warmen Ofen, von früh bis spät kamen und gingen die guten Bekannten, daß die

Deikin und die Katharina Nichts zu thun hatten, als aufzuwarten und die Gläser und Geräthe fortzubringen und zu reinigen. Denn nach dem Trinken kam auch das Essen allmälich an die Reihe, und wenn die Deikin ihrem Neffen Vorstellungen darüber machte, daß sie in ihrem eigenen Hause nicht mehr Herr sei, daß sie keine ruhige Stunde mehr habe, so fragte er sie, ob sie denn je in ihrem Leben so viel Branntwein, so viel Butter und Käse, so viel Häringe und Lübecker Wurst verkauft habe, als seit seiner Rückkehr. Das sei der Anfang der guten Zeiten, und das Bißchen Mühe müsse man sich nicht verdrießen lassen. Wenn einmal Alles im Gange sein werde, dann könne die Deikin ein ganz anderes Haus als dieses für sich allein bekommen. Jetzt müsse sie ihm seinen Willen lassen, denn hier auf der Bärenhaut zu liegen, sei er nicht zurückgekehrt. Er sei jung und wisse Bescheid. Er wolle Geld verdienen und ein gutes Leben haben. Hier auf der Insel als Fischer Hunger und Kummer zu tragen oder den kleinen Kram im alten Schlendrian fortgehen zu lassen, dazu sei er nicht der Mann, dazu hätte er lieber fortbleiben und in seinem Regimente vorwärts kommen können.

Die Deikin mußte nachgeben, wenn sie nicht Unfrieden und Streit im Hause haben wollte, bei dem sie neben dem jungen dreisten Menschen doch immer nur den Kürzeren zog. Sie hatte sich mit dem Bürgermeister besprochen, daß er ihr helfen sollte, den Neffen zur Ordnung und wieder Ruhe in das Haus zu bringen, aber der Bürgermeister war selbst eingegangen auf die Plane Karl's und hatte deshalb sogar in Putzig und in Danzig bei seinen guten Freunden angefragt, was sie davon dächten. Darauf hatte die Deikin sich an den Pastor um Rath gewandt, der hatte sich den jungen Mann kommen lassen und ihm aus einander gesetzt, welche Schwierigkeiten und Hindernisse seinen Planen entgegenständen; der Widerspruch war aber für Karl und seine Gefährten nur ein neuer Antrieb gewesen, sich in ihre Lieblingsgedanken zu versenken, und seine treuesten Anhänger dabei waren des Bürgermeisters Sohn und Gotthard.

Zu Hause waren die Beiden bald gar nicht mehr zu finden. Sie waren, wenn sie mußten, auf der See, und wenn sie konnten bei der Deikin. Und wenn in Hela, wie in den meisten Fischerdörfern, das Leben niemals ein allzu geschäftiges gewesen war, so schien

es, als sei mit diesem Winter der Geist des Herumschlenderns und Nichtsthuns erst vollends über die Stadt und ihre jungen Leute gekommen. Die Alten sahen das mit Aerger. Sie hatten Nichts dagegen, daß Hela ein berühmter Ort und sie selbst reiche Männer werden sollten, nur daß ihre Söhne mit dabei berathen und daß dieselben bei den Berathungen auf Rechnung des einstigen Erfolges schon genießen wollten, das gefiel ihnen schlecht, und besonders waren es die Frauen, welche gegen die ganzen Plane und gegen das ganze Treiben ihrer Männer und Söhne zu Felde zogen.

Es hatte bisher Jede ruhig in ihrem Hause gewohnt, und geschaltet und gewaltet nach Belieben. Fremde Leute, die man nicht kannte, bei sich einziehen zu lassen, ihnen aufzuwarten, als wenn man eine Dienstmagd wäre, eine ganze neue Welt um sich her zu sehen, das war gar nicht nach ihrem Sinne, und die Anfänge mit dem Herumlungern und Trinken der Männer waren nicht von der Art, ihnen die darauf zu gründende Zukunft angenehm erscheinen zu machen. Wer sich zuerst und am heftigsten erklärte, war die Bürgermeisterin. Denn grade von ihrem Hause sprach der Deik am

meiſten, wenn er darauf hinwies, wie der Bürgermeiſter den Verſuch machen könnte, gleich im nächſten Sommer ſein Haus für Badegäſte in der Danziger Zeitung anbieten zu laſſen. Er werde dann mit dem Hauſe ſeiner Tante folgen, und dann würde man erleben, wie die Sache hier bald ein ander Anſehen gewinnen würde. Freilich ſagte die Deikin, noch ſei ihr Haus ihr Haus, und die Bürgemeiſterin erklärte, ſo lange ſie ihre Augen offen habe, ſolle kein fremdes Geſicht aus ihren Fenſtern ſehen. Aber die Männer, und vor Allem die jungen Männer, blieben bei ihrem Gedanken, und der Zorn der Frauen richtete ſich endlich auf das Haus der Deikin, in welchem alle dieſe Dinge ausgeheckt wurden.

Ein Haus iſt in ſolchen Fällen aber immer nur das Sinnbild für einen Menſchen, und das war auch hier der Fall, weil die Frauen nicht recht darüber einig werden konnten, an wen ſie ſich zu halten hätten. Der Deikin Neffe war allerdings der Urheber und Anſtifter von Allem, indeß er war jung und hübſch, er hatte in Berlin nicht nur vor den Männern reden, ſondern auch den Weibern gute Worte geben und den Mädchen hofiren gelernt, und weder die Mütter noch

die Töchter mochten es also mit ihm verderben. Der Deikin selber konnte man es noch weniger zur Last legen, denn ihr war, so gut wie den andern Frauen, das Leben, das in ihrem Hause herrschte, und das Leben, das künftig noch in Hela folgen sollte, ein Dorn im Auge und ein Gräuel, und des Neffen Zukunft, auf die sich manches Mädchen und manches Mädchens Mutter Rechnung machten, lag dazu doch immer in der Deikin Händen. Es blieb also Niemand weiter in dem Hause, dem man das allgemeine Mißvergnügen der Frauen aufzubürden wußte, als Katharina, und je mehr man es bedachte, je mehr sah man es ein, sie trug die Schuld von Allem ganz ausschließlich.

Wäre sie nicht gewesen, so hätten, wie die Mütter und die Töchter meinten, die jungen Leute und besonders der Wilhelm und der Gotthard gar nicht daran gedacht, die langen lieben Tage drüben bei dem jungen Deik zu sitzen. Sie machten sich eigentlich gar Nichts aus ihm, sie waren auch alle Beide stets zufrieden damit gewesen, wie es hier zu Lande Brauch war. Nur um der Kathrine willen hielten sie mit Karl zusammen, hörten sie seine Prahlereien mit an und ließen

sich auf seine Ideen ein, damit er Nichts vor ihnen voraus haben sollte.

Die Kathrine, sagte man, die würde freilich auch den größten Vortheil davon ziehen, wenn hier in Hela künftig Fremde leben sollten; denn sie wisse sich vor den Leuten angenehm zu machen und denke, die Herren aus der Stadt würden eben so in sie vernarrt sein, wie die jungen Männer hier im Orte. Und was die Deikin noch immerdar behauptete, daß Katharina ein ehrbares Frauenzimmer sei, das glaubten die Andern jetzt gar nicht mehr, seit der Karl im Hause war.

Aber grade seit er im Hause war, hatte das Mädchen volle Gelegenheit gehabt, seine Ruhe und Festigkeit zu bewähren. Die Erzählungen, welche die Deikin ihrem Neffen am ersten Abende gemacht, um ihn von Katharinen fern zu halten, hatten seine Aufmerksamkeit noch lebhafter auf sie gezogen, als ihr bloßer Anblick es gethan. Daß die andern Männer sie erfolglos umwarben, hatte sie ihm nur reizender gemacht, und seine Eitelkeit war aufgestachelt worden, ihnen zu beweisen, daß er, daß ein gebildeter Militär vom Kaiser-Alexander-Grenadier-Regimente doch eben etwas Anderes sei als sie.

Eines Abends, es war gegen das Frühjahr hin gewesen, als der Thauwind schon über die beschneite Erde ging und die Stürme das Ausgehen der Fischerkähne ganz unmöglich machten, hatten sich Wilhelm und Gotthard und noch ein Paar Andere bei ihm eingefunden, um, wie sie sagten, mit ihm allerlei zu berathschlagen. Indeß wie immer, hatte diese Berathung mit dem Glase begonnen und mit den Karten geendet. Die Deikin hatte sich, um nicht anzusehen, was sie nicht hindern konnte, draußen in den Laden hingesetzt, und sie war jetzt reichlich eben so traurig, als es Katharina an dem Abende nach Karl's Ankunft gewesen war, da sie von der Hausfrau zum ersten Male aus der Stube fortgewiesen worden. Katharina saß nicht weit von ihr, indeß sie redeten nicht mit einander. Die Deikin war viel zu stolz, zu sagen, wie der Karl sie auf die Seite schob, und daß sie nicht mehr Herr in ihrem Hause sei, weil ihr die Kraft fehlte, sich ihm zu widersetzen oder gar ihn fortzuschaffen. Sie war zu stolz dazu, und sie hätte es auch Niemandem eingestanden, daß Jemand von ihrer eigenen Familie sich also gegen sie verging und ihr das anthat.

Die Deikin strickte, Katharina nähte. Die trübe

Oellampe brannte, vom Zuge hin und her geweht, ungleich flackernd zwischen ihnen fort. Man hörte Nichts, als draußen das schrille Pfeifen des Windes und in der Stube das Aufschlagen, mit dem die Spielenden beim Dreiblatt ihre Karten auf den Tisch niederwarfen. Von Zeit zu Zeit forderte Einer oder der Andre eine Flasche Bier oder einen Schnapps. Dann sah Katharina ihre Hausfrau an, und da diese ihrem Blicke keine Antwort gab, stand sie auf, das Verlangte zu verabreichen. Das währte Stunden und Stunden. Katharina aß ihr Abendbrod, sie fragte die Hausfrau, ob sie Nichts begehre, die sagte, sie verspüre keinen Hunger, und so blieben sie sitzen, und Jede wußte, was die Andre dachte. Aber sie sprachen es nicht vor einander aus, denn sie waren Herr und Diener, und Beide vergaßen das nicht.

Drinnen in der warmen Stube waren die jungen Männer lustig und guter Dinge, und das steigerte sich noch, als Alle bis auf Wilhelm und Gotthard sich entfernt hatten, als darauf die Deikin endlich auch zur Ruhe gegangen war, die vergebens daran erinnert, daß es spät sei und Zeit das Haus zu schließen. Sie hatte die Katharina mit sich genommen, und grade als

dieſe die Thüre der Kammer hinter ſich zuzog, wandte das Glück, das Karl den ganzen Abend treu geblieben war, ſich gegen ihn.

Nun iſt's vorbei mit Deinem Glück! rief Wilhelm übermüthig ſpottend aus.

Im Gegentheil! meinte Karl. Unglück im Spiel, Glück in der Liebe. Das iſt, wie ſie in Berlin ſagen, die alte Regel, und Ihr ſollt's erleben, ſie wird auch jetzo wieder wahr.

Da wirſt Du Dich verrechnet haben! ſagte des Bürgermeiſters Sohn, die — er blickte nach der Kammerthüre hin — die iſt nicht wie die Andern. Wenn die heirathen wollte . . .

Heirathen? wiederholte Karl, wer denkt denn daran!

Wilhelm ſah ihn verwundert an, als verſtehe er ihn nicht recht, Gotthard aber wurde blaß. Was haſt Du mit dem Mädchen vor? fragte er und ſah ihm feſt ins Auge.

Ich? Nichts! gab Karl gleichmüthig zur Antwort. Ich meine nur, daß Ihr von Heirathen geſprochen, damit habt Ihr dem eiteln Dinge den Kopf verdreht, daß es ſich einbildet, was Anderes zu ſein als die Andern. Wann hat denn ein Hela'ſcher Bürgers-

ſohn ein Frauenzimmer geheirathet, das keine Bürgerstochter war? Das ſollte fehlen! Wenn ich ſie haben wollte — ich habe andre Majeſtäten geſehen! Da waren in Berlin in den vornehmſten Häuſern ganz andre Mädchen im Dienſte, und waren froh, wenn Einer kam wie ich! Und gleich an Heirathen zu denken, fiel keiner Seele ein!

Es erwiderte ihm darauf Keiner von den Beiden Etwas, und ſie ſpielten eine Weile fort, aber die rechte gute Laune war von den beiden Andern gewichen. Wilhelm konnte das Prahlen ſeines Gefährten nicht leiden, er konnte es auch nicht leiden, wenn dieſer ſo geringſchätzig von dem Mädchen ſprach, das ihm im Sinne lag und das ſich ihm verſagte, und Gotthard fühlte ein Mißtrauen gegen Karl, das ihn beſorgt für Katharine machte. Er war es auch, der endlich fortzugehen verlangte. Er bemerkte, das Licht ſei herabgebrannt, es müſſe ſpät ſein, und es war auch ſpät. Kaum daß das Licht noch reichte, den Fortgehenden den Weg zur Thüre zu erhellen. Als ſie ſchon unter derſelben ſtanden, zögerte Gotthard noch.

Willſt Du noch Etwas? fragten ſeine Gefährten. Er nickte, als bejahe er das, dann ſagte er, er wollte

Nichts. Nun, so geh! rief Karl, das Licht geht aus, und hier im Hause steht so viel herum, daß man Hals und Bein im Dunkeln brechen kann. Der Gotthard aber faßte ihn fest bei der Hand und sagte: Deik, was hast Du mit der Kathrine vor?

Bist Du toll? rief dieser ärgerlich und machte sich los. Der Andre aber wiederholte nur noch dringender: Was hast Du mit der Kathrine vor?

Nichts! gar Nichts! sagte Karl, der seinen Aerger unterdrückte; und dann fügte er im Lachen hinzu: Nichts! Nichts! das kannst Du glauben und sie fragen, wenn Du Lust hast. Denn das schwöre ich Dir, wenn ich sie haben wollte, hätte ich sie längst!

Prahlhans! rief Wilhelm, mit unterdrücktem Zorne, und der Andre sagte ernsthaft: Du lügst und redest, was Du nicht verantworten und nicht beweisen kannst.

Wollt Ihr wetten? fragte Karl, und das letzte Flackern des erlöschenden Lichtes ließ die Genossen den trotzigen Uebermuth in seinen Mienen erkennen. Sie stutzten und erschracken Beide vor dem Gedanken, denn sie hingen an dem Mädchen Jeder auf seine Weise.

Da lachte Karl laut auf. Seht Ihr, daß Ihr's

glaubt! rief er, und solch ein Frauenzimmer wollt Ihr heirathen?

Ich wette! stieß darauf Gotthard schnell hervor, und Wilhelm, dem inzwischen eine Ueberlegung gekommen sein mochte, sagte endlich: Ich wette auch!

Um was? fragte Karl, der immer aufgeregter wurde.

Um was Du willst! meinte Gotthard fest. Karl aber nannte keinen Preis und sie wurden stiller, sie wußten nicht weshalb. Drauf sagte Karl Nichts weiter, als: Gebt mir drei Monate Zeit! und wenn das Mädchen nicht verhext ist, daß es kein Herz im Leibe hat, so will ich Euch heute in drei Monaten Bescheid sagen!

Er lachte danach nur noch lauter, den beiden Andern wurde es aber unheimlich neben ihm. Und als Karl darauf die Thüre seines Hauses schloß, gingen seine Genossen davon, als wäre ihnen ein Unglück passirt, oder gar als wäre Einer gestorben.

Ende des ersten Bandes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN